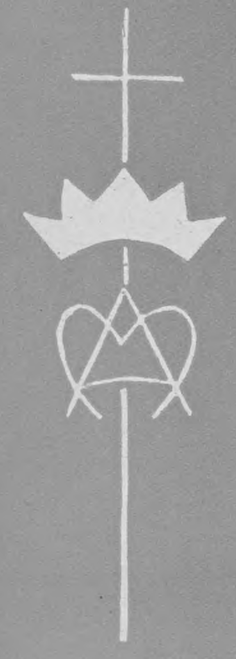
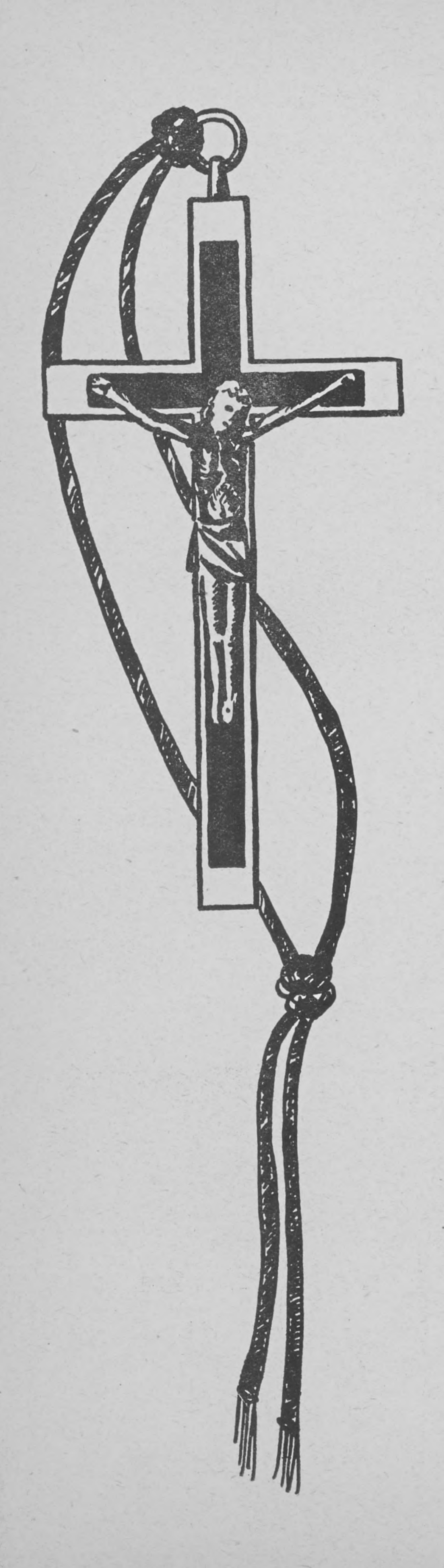
Maerz 1951



DER MARIENBOTE



Marianischer Missionsverein

Große Ehren wurde der Mutterprovinz unserer deutschen Oblaten Canadas während der letzten Monate zuteil. Die Gründer und Pionerpatres unserer St. Marienprovinz von Regina stammen alle aus Hünfeld, dem Mutterhaus der Oblatenprovinz Deutschlands. In alle Welt hat Hünfeld seine jungen Oblaten gesandt. Drei dieser Oblaten sind vom Hl. Stuhl zur Bischofswürde erhoben worden. Es sind das Bischof Gotthard O.M.J., der in Kürze in seinen südafrikanischen Missionen sein 25 jähriges Bischofsjubiläum feiern wird, Erzbischof Meysing O.M.J., ebenfalls in den südafrikanischen Missionen, und Bischof Vervoort O.M.J. in Pilcomyo, Südamerika.

Wenn wir von großen Ehrungen reden, die der deutschen Oblatenprovinz während der letzten Monate zuteil wurden, dann meinen wir die Erhebung Bischof Meysing's O.M.J. zum Erzbischof von Bloontfontein, (im Januar dieses Jahres), und die Ernennung Msgr. Vervoort's O.M.J. zum Bischof von Pilcomyo, die vor ein paar Monaten veröffentlicht wurde.

Es ist uns wirklich eine große Freude, unseren Missionsvereinsmitgliedern derartige Nachrichten geben zu können. Gott segnet unsere Missionsarbeit. Danken wir Ihm. Und gedenken wir der deutschen Oblatenbischöfe in unseren Gebeten. Das Beten für die katholische Oblatenmission ist ja der Hauptzweck unserer Vereinigung. Nehmen wir es ernst, sehr ernst. Geld kann wohl Kirchen und Häuser bauen — und die sind notwendig. Gnade und Segen kommt jedoch nur da, wo fromm gefaltete Hände um sie flehen.

Möge die Unbefleckte, deren Missionsverein wir sind, uns segnen und helfen.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

19. Jahrgang 15. März 1951, North Battleford, Sask. No. 6

Dies und Das

Das Haupt voll Blut und Wunden. Demütig steht der fromme Mensch vor dem Kreuze des Karfreitags. Als der Heiland sterbend unsere Erlösung vollbrachte, verbarg sich die Sonne vor Scham und die Vöglein verstummten vor Schrecken. Die ewige Liebe, verkörpert in Jesu Leib, hing am Kreuz. Und Jesus neigte sein Haupt voll Blut und Wunden und starb.

Warum wohl dieses Kreuz? Hätten wir nicht ohne diesen düsteren Karfreitag Ostern haben können? Ohne diese erschauernden Stunden des Sterbens von Golgatha? Ohne diese schrecklichen Finsternisse des Lebens? Ohne Tränen, ohne Geißel, ohne Blutschweiß, ohne diese ewige Qual, die eigentlich doch schon vor dem Karfreitag Christi da war, und die heute immer noch uns Menschen von einer Not in immer neue Leiden treibt?

In alten Gebetbüchern finden wir Betrachtungen, in denen alle Wunden des Gekreuzigten aufgezählt und mitleidig beweint werden. Der moderne Mensch betet und betrachtet nicht mehr so, wie es dort geschrieben steht. Viele glauben zwar noch. Doch dieser Glaube ist auch das einzige, was sie noch besitzen. Freudigen Dank für das Leiden und Sterben des Heilandes können sie im Herzen nicht mehr fühlen. Man kann nur für solche Geschenke innig danken, die man tief in der Seele als Wohltat empfindet.

Wir empfinden Christi Wohltat nicht mehr. Wir können nicht mehr jubeln und freudig hoffen, wenn wir an die Stunden unserer Erlösung denken. Der Grund ist ganz einfach: Wir fühlen uns nicht erlöst!

Nur das Glauben ist uns noch geblieben. Wer diesem Glauben etwas Frömmigkeit hinzufügt und ein paar Minuten frommen Nachdenkens, der muß demütig werden. Demütig im Geiste und vor Gott. Wie Bettler stehen wir vor Ihm. Wie Bettler, denen fast alles verloren gegangen ist: Ruhe, Sorglosigkeit, Glaube an die Gerechtigkeit und Besonnenheit dieser Welt, Hoffnung auf ein besseres Dasein – Sündlosigkeit, Freude an Gott, Sehnsucht nach demGöttlichen in uns.

Da haben wir gleich die Antwort auf unsere große Frage, woher all' unsere Not wohl komme. Wir haben eben viel zu viel verloren.

Es geht ein steiler Weg hinauf zu Gott, ganz wie die hohen, himmelstürmenden Türme der gotischen Kathedralen es zeigen, und es geht ein steiler

Weg hinab in die tiefsten Tiefen menschlichen Selbstsuchens.

Viele Menschen haben nur sich selbst gesucht. Sie gingen den Weg, der in die Tiefen führt. Und dort war Gott nicht. Dort war nur ihr eigenes Ich, das sie als fremden Gott anzubeten begannen. Und als sie diesen fremden Gott in die Welt einführten, da bemerkten sie, daß ihre Nachbarn inzwischen dasselbe getan hatten. Jeder hatte seinen eigenen Gott. Es wuchs die Zahl der Götter, und jeder schrie auf offenem Markt von seiner Unfehlbarkeit.

Heute bedecken Trümmer unsere Erde. Unfehlbar war jeder einzelne dieser Götter. Unfehlbar im Zerstören!

Andere Menschen hatten sich nicht so weit verlaufen. Sie kennen immer noch Gott den Einen, den Großen, den Ewigen. Sie gingen aus, ihn zu suchen. Die Geschichte erzählt uns, daß die Menschen des Bauens von hohen Kirchen mit spitz den Himmel anstrebenden Türmen überdrüssig wurden. Sie wollten nicht mehr so von unten nach oben bauen. So wollten sie ihre Kirchen und ihr Gottanbeten haben, wie sie lebten.

Und wie lebten sie? Ganz hier auf Erden. Ins Weite und ins Breite. Viel Erdenraum wollten sie, viel Land, viel Geld, viel Freude und Macht. Sie bauten sich Kirchen, in denen alles ins Weite und ins Breite ging.

Ihren Gott fanden sie dort jedoch nicht ganz. Gott lebt wohl im Norden und im Süden, im Osten und im Westen. Wenn der Mensch jedoch je nach Belieben seine Gottesglut einmal auf und dann wieder unter gehen läßt, wenn er hellem Mittag finsterste Mitternacht folgen läßt, dann kann aus der Gottesfreundschaft nicht viel werden.

Die Werke Gottes sind groß. Groß und schaurig sind aber auch die Taten, die um Mitternacht geschehen. Zur Zeit der Finsternis aller wahren Frömmigkeit. Wir sehen diese Werke um uns herum. Die schrecklichsten schleppen wir in unserer eigenen Brust. Unsere Schuld, unsere Sünde, unsere Zweifel, unsere Fragen ohne Antwort — schlimmere Dinge gibt es hier auf Erden nicht.

Das Allerschlimmste aber ist, daß wir diese Dinge nicht mehr als das schrecklichste Übel betrachten! Zu tief leben wir in dieser Welt. Und viel zu flach in jenen Regionen, aus denen wir stammen und zu denen zurückzukehren wir Leben und Lieben erhalten haben.

Können wir derartige Betrachtungen noch verstehen? Sie sind uns fremd, weil sie so unweltlich sind.

Unweltlich ist aber auch Christi Karfreitag. Wenn wir nicht mehr erfassen können die Geheimnisse des Lebens, das am Kreuze für uns starb, so ist doch noch nicht alles für uns verloren. So lange noch der Glaube da ist. Ein Glaube, der noch wenigstens so viel Leben hat, daß er uns betend demütig machen kann.

Mit diesem Glauben wollen wir uns unter das Kreuz stellen. Aller Fragen Antwort sind im Gekreuzigten zu finden. Es muß sich jedoch jeder diese Antwort selbst holen. Niemand kann dem anderen die Nöte der Seele und der Welt so erklären, daß ewige Klarheit daraus erstände. Nur einer sprach: „Es werde Licht!" – und es ward Licht.

Zu Ihm muß man persönlich gehen, und zu Ihm muß man persönlich reden. Das Reden mit Gott aber nennt man Beten.

Beten zeigt dir den Sinn der Leiden Christi und der Leiden deiner Seele. Es wird dich lehren, daß es Karfreitag werden muß, wenn Ostern kommen soll.

der Schriftleiter

Ein gottgesegnetes

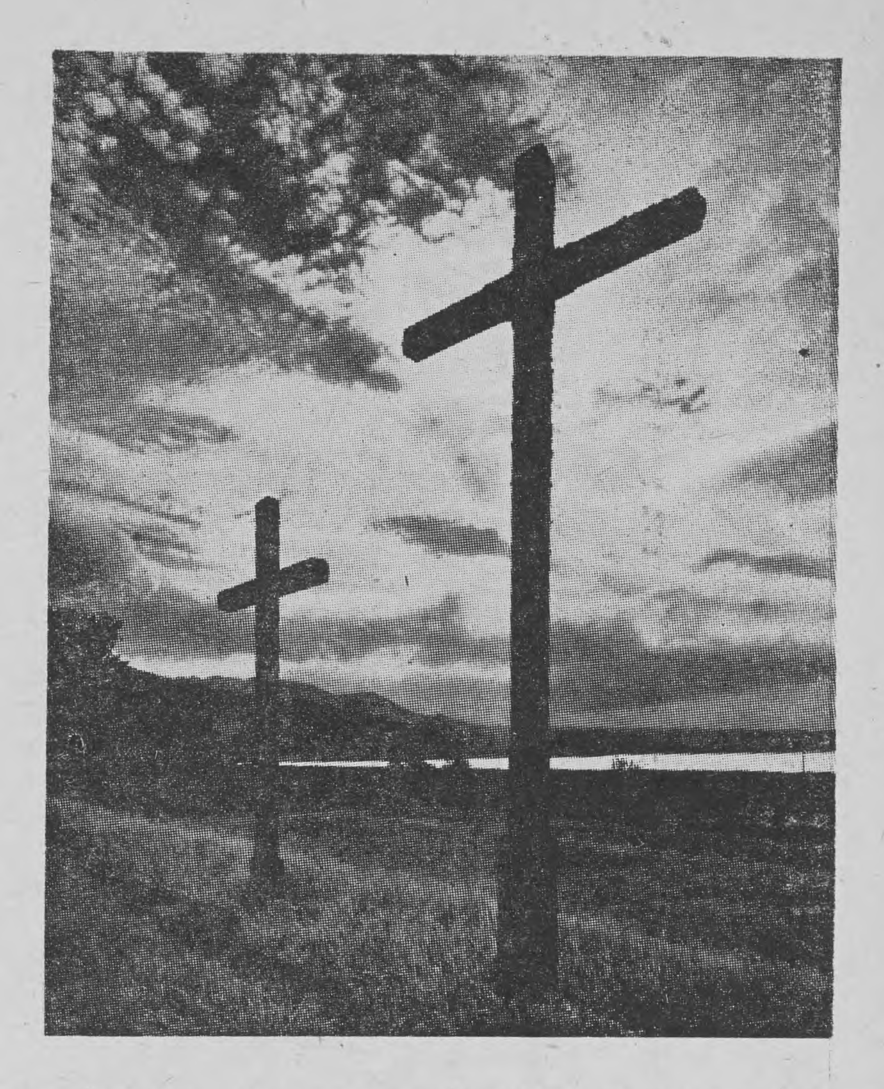
Osterfest

allen lieben Lesern.

Der Marienbote

19 Jahrhunderte nach Ostern

vom Schriftleiter



Seit der Auferstehung unseres Heilandes sind ungefähr 1920 Jahre vergangen. Klein war damals die Zahl der Anhänger Jesu Christi. Heute zählt man ungefähr 423 Millionen Katholiken in der Welt.

Im Verhältnis zur Weltbevölkerung ist diese Zahl nicht groß. Sie wird noch viel kleiner, wenn man nachzählt, wie viele dieser 423 Millionen praktizierende, und wieviel nur Taufschein–Katholiken sind. Der Jesuitenpater Naiadendoff, ein Fachmann auf dem Gebiet der Missionswissenschaft, scheut sich nicht, die Zahl der Katholiken in der Welt – falls man streng und genau von katholisch lebenden Menschen reden wollte – auf 250 Millionen herabzusetzen. Viel ernster noch wird dieses Bild, wenn man das Wachstum der katholschen Welt im Verhältnis zur nichtkatholischen Welt betrachtet. Während der letzten dreißig Jahre nahmen die Katholiken theoretisch um 100 Millionen zu, die Nichtchristen um 400 Millionen.

Der gefährlichste Feind des heutigen Christentums ist der Unglaube. Christen – und Heiden werden ungläubig. Erzbischof Feltin von Paris schätzt die Einwohner der französischen Hauptstadt auf 5 Millionen Seelen. Davon seien 4 Millionen Getaufte, aber nur 400 000 praktizierende Katholiken.

So sieht es in einer unserer ehemalig christlichen Hauptstädte aus. Und in den Heidenländern? Pater Naiadenoff bemerkt, daß China, Indochina und Korea fast nichts Religiöses mehr haben. Ihr Konfuzianismus (ihre Väterreligon) schreitet immer rascher einer vollständigen Gottlosigkeit entgegen. Der Buddhismus, die Religion Ceylons und Burmas, stirbt ab. Der Schintoismus, die Nationalreligion Japans, wurde nicht nur aus dem Landesgesetz gestrichen, er ist auch aus den Herzen der Japaner verschwunden.

Derartige Zustände geben zu denken. Wir stehen vor der Tatsache, daß die Gottlosigkeit – und mit ihr auch das Gesetz der gottlosen Sittlichkeit – immer mehr an Raum gewinnt. Wo die Philosophie des Lebens ohne Gott und ohne Religion hinführen wird zum Untergang oder zu einem neuen Aufstieg zu Gott, wissen wir nicht zu sagen. Nur der Ewige kennt die Zukunft.

Eins wissen wir jedoch ganz genau: Daß ungeheure Verantwortung auf den Schultern der Katholiken ruht – und, daß sich die katholische Welt dieser Verantwortung immer weniger bewußt wird.

Der Weltkatholizismus steht heute in einem Zweifrontenkrieg.

Wir sind angegriffen von der Gottlosigkeit einer ehemalig christlichen Welt, und wir haben den Kampf für Glaube und Gottes Namen auf den Gebieten des Heidentums zu führen. Je tiefer die gottlose Philosophie der modernen Welt sich in unsere Mitten hineinfrißt, das heißt je verweltlichter und je freier von allem Übernatürlichen die einzelnen Katholiken werden, um so schwächer wird auch der Kampf der Kirche auf den Missionsfeldern.

Wie alle andren Missionsorden, so legen diese Tatsachen auch uns Oblaten schwerste Pflichten auf. Gottes Plan hat uns in die allerverschiedensten Arbeitsfelder gesandt. Wir arbeiten in Pfarreien, wir arbeiten auf den Kanzeln Europas, Amerikas und Canadas, und wir sind in den katholischen Missionsländern aller Weltteile zu finden. Überall wo wir sind, ist reinste Missionsarbeit zu leisten. Missionsarbeit besteht nicht nur im Heidenbekehren oder im Zurückführen verstockter Sünder zu Gott. Diese Zweige unserer Oblatenarbeit sind groß, und sie sind schwer. Es möchte uns jedoch fast dünken, als wenn die „Bekehrung" der Durchschnittskatholiken vom Zeitgeist zum wirklich übernatürlich gelebten Glauben eine noch viel schwerere Arbeit wäre. Und sie ist es auch! In unserer Oblatenregel steht geschrieben, daß wir Oblatenmissionäre uns nie und nimmer mit einer einfachen Bekehrung der Sünder, mit der Zurückführung zum Beichtstuhl, begnügen dürfen. Wir sollen den Menschen einen neuen Geist einhauchen: Den Geist der Ostern Jesu Christi und den Geist der Pfingsten des Heiligen Geistes. Mit andern Worten: Wir sollen die Menschen dorthin führen, wo man nicht nur gut ist, sondern wo man wirklich nach größter Gottähnlichkeit strebt.

Das ist ein Auftrag, den man wirklich nur im lebendigsten Glauben an Gott auf sich nehmen kann. Wir dürfen uns in unserer Oblatenmissionsarbeit nicht von falschen Tatsachen täuschen lassen. Die Zahl der Beichten, die wir hören, und der Kommunionen, die wir austeilen, ist bei weitem nicht alles, womit wir unsere Rechnungen abschließen dürfen. Ihr gegenüber steht die große Summe von Ungeistern, die durch Radio, Zeitungen, Reklame, Unterhaltung, Bücher, durch politische und soziale Philosophie in die Seelen unserer Katholiken sich drängen, ihre Gedanken formend und ihre Wünsche und Verlangen gestaltend.

Hier ist eines der größten und schwersten Missionsfelder. Vom Sieg oder vom Fall auf diesen Gebieten hängt alle katholische Weltmission ab. Selbstverständlich, in allen Dingen spricht Gott das allerletzte Wort. Er kann aus Sünderstädten Heiligenparadiese machen. Solche Dinge kamen bereits in der Geschichte vor. Wir würden uns jedoch schwer betrügen, wenn wir, auf derartige Dinge hoffend, die Hände einfach in den Schoß legten. Große Verantwortung lastet heute auf jedem Katholiken, auf den Priestern, Ordensleuten und Laien – besonders wenn diese Eltern sind. Derselbe Geist, der den Katholizismus der Großstadt Paris so erschauernd verkrüppeln konnte, der heute in der Heidenwelt sich verbreitet, hat sich seit langem schon auch in den Stuben unserer katholischen Familien eingenistet. Dieser Geist heißt Gier. Er stachelt an zur Gier nach Gold und Lustbarkeit, zur Gier des Fleisches, und zur Gier des ungehemmten menschlichen Stolzes.

So sieht es unter uns aus, ungefähr 1920 Jahre nach der Auferstehung des Weltenheilandes. Man könnte fast auf den Gedanken kommen, es sei hoffnungslos, den Kampf um den Sieg des Osterlichtes weiter zu führen. Menschliches Kämpfen kann hoffnungslos aussehen. Da ist jedoch immer noch das Osterlicht, um dessen Sieg wir streiten sollen. Osterlicht heißt Gotteskraft, und Gotteskraft ist allmächtig. Laut ist das Toben der Welt,

Osterglocken

Osterglocken klingen
selig in der Rund
und ihr ehern Schwingen
tut die Botschaft kund:
„Christ ist auferstanden,
Seele, juble laut!
Frei von Todesbanden,
reich mit Gnad betaut!
Er hat überwunden,
was noch unser harrt:
jene Ölbergstunden,
mit dem Tod gepaart!
Aller Menschheit Sünden
nahm Er – auch für dich!
Daß wir Gnade finden,
opferte Er sich!
Siegreich aus dem Grabe
ging Er nun hervor,
trotz der Wächter Lage
und verschlossnem Tor."
Auferstehungsfeier!
Heilig-hohe Zeit!
Breite Friedensschleier
über Haß und Streit!
Osterglocken, schwinget
heut mit frohem Klang!
Halleluja singet!
Christ den Tod bezwang!

Friedl Strummer

Erinnerungen aus dem Hl. Jahr

von Hieronymus Peregrinus

Das ewig Menschliche.

Chesterton, der bekannte englische Konvertit und Schriftsteller, hat immer seine helle Freude am Menschen gehabt, so wie er leibt und lebt. Hat seinem Wohlgefallen an diesem Meisterwerk Gottes in seinen Werken immer wieder Luft gemacht. Seine Haltung war die alles beherrschende im frommen Humanismus zur Zeit des Hl. Franz von Sales († 1622). Himmlischer Optimismus durchweht ihre Auffassung vom Menschenwesen. Nicht daß sie blind waren gegenüber seiner Doppelnatur und ihren Leidenschaften. Sie sehen ihn mit all seinen Kräften eingetaucht ins Geheimnis der Gnade und des Mystischen Leibes Christi. „Du hast ihn nur wenig unter die Engel gesetzt, mit Ruhm und Ehre hast Du ihn gekrönt." Selbst die Sünde verschmerzen sie im Licht ihrer guten Folgen; fühlen sich ihr gegenüber angeregt zu singen wie die Kirche bei der Osterkerzenweihe am Karsamstag Morgen: O wahrhaft unentbehrliche Sünde Adams, die uns einen so erhabenen Erlöser verschafft hat!

Gute und feine Menschen, die in uns solch fröhliche Betrachtung nähren, finden sich überall, besonders dort, wo man unter großen Menschenmassen sich bewegt. Schon auf dem Transcontinental unterhielt ich mich mit prächtigen Kerlen in der Uniform. Holzfäller aus den Wäldern Ontarios und Pelzhändler von der Hudsonbay und vom großen Sklavensee mischten sich dazwischen.

Der Dampfer, der uns im Januar 1950 nach Europa brachte, war von nur 600 Passagieren belegt. In der Proleten (Arbeiter-) Klasse fanden sich nur 90 Männer und zehn Frauen, ein armseliger Zustand mit Hinsicht auf die abendlichen Tanzveranstaltungen! Aber was wollte man machen? Da hieß es einfach oftmals wechseln, zumal auch die älteren und ältesten Männlichkeiten an Bord sich recht fröhlich fühlten und ihnen das Tanzfieber in den Füßen brannte. War da ein 73-jähriger Papa von Chicago, der nach Sicilien reiste, um sich seine 21-jährige Geliebte heimzuholen. Weit davon entfernt sich von der Bedenklichkeit seines Schrittes überzeugen zu lassen, erzählte er voll Stolz von seinem Vorhaben und zeigte überall den teuren Schmuck, mit dem er die jugendliche Braut bezaubern wollte.

Da war eine Anzahl lustiger Studenten für die Hochschulen

---

leise sind die Wege der Gnade. Laut fällt immer wieder in Trümmer, was die Welt sich ertoben will, leise baut die Gnade immer wieder jenes Leben auf, das vor 1920 Jahren dem Grabe entstieg, um nie mehr zu sterben.

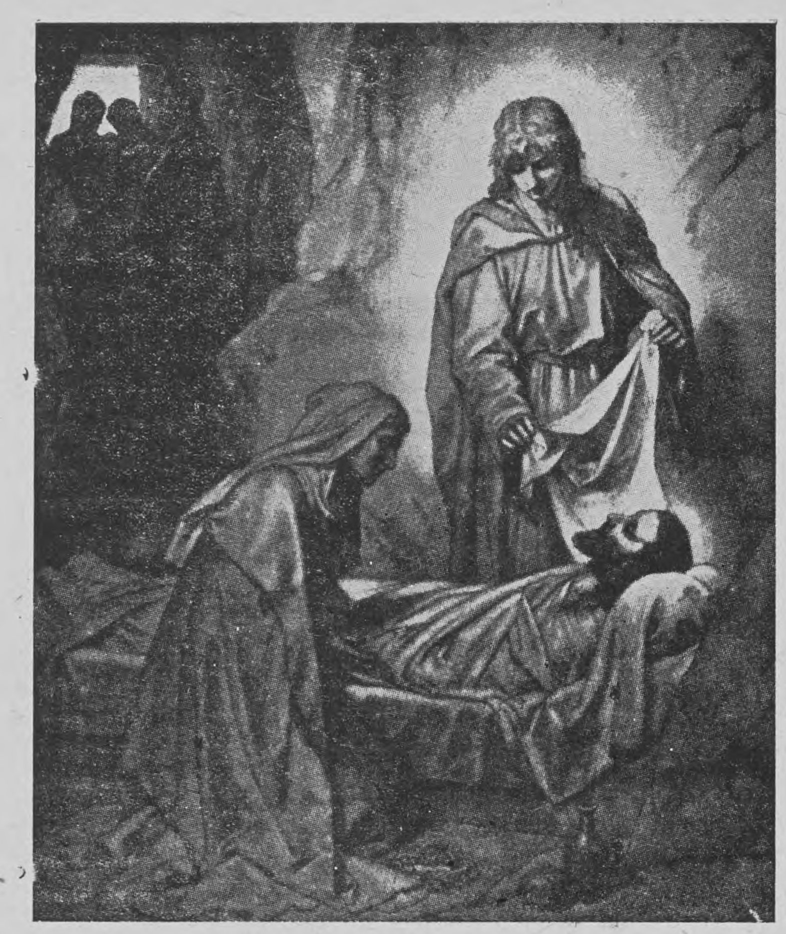
Auf dieses Leben hat der Katholizismus immer gebaut, nicht auf die Massen der Hände, die an der Ausbreitung des Glaubens mitarbeiten. Das mag eigenartig klingen. Man sagt doch, je mehr Katholiken mithelfen, um so weiter verbreite sich Gottes Werk. Das ist schon wahr. Doch im allerletzten Grunde hängt unsere katholische Weltarbeit von Gottes Gnade ab. Und hier liegt die Hauptpflicht eines jeden Katholiken. Rechne nicht nach, ob unser Kämpfen hoffnungslos sei oder nicht: Baue Glauben, Christus, Kirche tief und fest in deine Seele ein. Laß Gottes Gnade ihre Werke in deinem Herzen und in deiner Familie vollbringen, ganz und ungeteilt, dann ist der Sieg schon halb gewonnen, ganz gleich, wie laut die Welt tobt und sich lobt, ganz gleich auch, wieviel Katholiken wir verlieren.

Wie der Unglaube sich verbreitet, eben weil die Zahl der Ungläubigen stets am Wachsen ist, so kann auch die Gnade sich verbreiten – wenn nur ein paar wirklich gnadenvolle Menschen unter uns wären.

Und das ist die Arbeit, die wir Katholiken heute unbedingt leisten müssen: Gnadenvolle Menschen zu werden!

von Rom, Mailand und Paris. Sie wurden gegen junge Menschen von den entsprechenden Nationen ausgewechselt auf Grund eines internationalen Friedensprogramms, das durch Pflege persönlicher Bekanntschaft die nationalistischen Spannungen mildern und die daraus entstehende Kriegsgefahr bannen will.

Da war ein jüdischer Advokat (Rechtsanwalt) vom neuen Staate Israel. Hatte als Offizier den Krieg mit Transjordanien mitgemacht und stand nun im Dienst der Einwanderung in die neu erworbene jüdische Heimat. Er bot mir an mich mit nach Genf in die Schweiz zu nehmen und von dort im Flugschiff nach Jerusalem und Nazareth. Ich saß wie auf heißen Kohlen. Denn solch ein Angebot erhält man nur einmal im Leben. Hätte ich nur mehr Zeit gehabt! Ich wäre von Herzen gerne mitgegangen.



Sie legten Ihn ins Grab

Da war der italienische Schiffskaplan. Ja, so etwas gibt's auf italienischen Schnelldampfern! Auch eine wundervoll gepflegte Kapelle mit Tabernakel und Kreuzwegstationen. Er versorgte die anwesenden Priester (es waren deren 15) mit allem was sie brauchten zum täglichen Messelesen. Er hielt die frommen Schwestern auf dem Laufenden über Zeit und Stunde des hl. Opfers. Er hielt beim gemeinsamen Sonntags-Hochamt eine feurige Predigt und sang seine lateinischen Gebete im glanzvollen Rahmen geistlicher Stücke, die vom Chor mit Streichorchester vorgetragen wurden. Als feierlichen Schluß betete er um Glaubenskraft und Lebensmut für alle Landsleute, die je durch die Verhältnisse gezwungen, in fernen Landen neue Erwerbsmöglichkeiten hatten suchen müssen.

Der Italiener scheint ungewöhnlich innig mit der Heimat seiner Jugend verwachsen. Wo immer ich untersuchte, fand ich, daß der Befragte meist alle 3-4 Jahre mal heim ging. Dabei handelte es sich fast nur um Arbeiter und Angestellte aus den italienischen Zentren der U.S.A., die sich ihr Fahrgeld am Munde absparen mußten.

Ein 'Philosoph' aus der Bronx N.Y. zog meine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Durch sein freundlich-stilles Benehmen unterschied er sich vorteilhaft von allen andern. Er erzählte mir von seiner täglichen Arbeit in einem großen Hotel. Wand immer wieder liebliche Blümchen des Frohsinns und tiefsinniger Beobachtungen in das laufende Band seiner Erzählungen. In ihm hatte ich zweifelsohne einen tiefen Denker und Grübler vor mir. Einen überzeugten Katholiken, der in Christus, Kirche und Ewigkeit lebte wie in der lebendigsten Wirklichkeit. Und obwohl tief in die Arbeits-und Weltanschauungskämpfe der Gegenwart eingeweiht und verwickelt, verriet sein ganzes Wesen eine unsagbare Ruhe und Zufriedenheit.

Ein greller Gegensatz zu ihm entlarvte sich mir in einem Eisengießer aus Californien. Er war mehr ein Vertreter des behäbig-

gutmütigen Menschentums. Schaute viel jünger aus als er war; hatte sich nach Jahren schwerster Arbeit pensionieren lassen und ging jetzt mal wieder heim. Ich fragte ihn, wo er seinen Lebensabend beschließen wollte. Antwort: In Italien. Warum nicht in Amerika? „Wegen der politischen Nachkriegsmißhandlung seines Vaterlandes." Er erging sich in erregten Worten über Roosevelt's fatale Europa-Politik und noch mehr über England's engherzige Kolonialbegriffe, die den landarmen Völkern wie Italien auch den engen Lebensraum, der sie fast erdrückt, noch wegschnappte. Von Neapel, Florenz und Venedig wußte er tausend Einzelheiten zu berichten. Und mit welcher Begeisterung! Beinahe hätte ich ihn gebeten, mir an all diesen Plätzen als Cicerone (Führer) die Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Über den Petersdom und den Hl. Vater konnte er sich nicht genug ergehen. Aber an die Bibel glaubte er nicht. Meinte, sie sei ein Roman und berief sich für diese Auffassung auf den Hl. Alfons von Liguori. Sein Christentum war offenbar nicht sehr erleuchtet und stark mit geschichtlich-patriotischen Elementen und Motiven vermengt.

Ein Herr aus Milwaukee hatte nur 2 Monate Freizeit für einen kurzen Heimatbesuch erhalten. Desgleichen ein Klempner (plumber), der mit seinen 9 erwachsenen Söhnen in Clevland (Ohio) ein blühendes Geschäft betrieb.

Wahrhaft erbauend klang mir die Geschichte einer echt katholischen Familienmutter aus New Jersey. Die gute Frau hatte seit 28 Jahren ihre Heimat nicht gesehen. Zog als junges Mädchen in die Neue Welt, heiratete, zog in Ehren ihre Kinder groß und gab sich dann an's Sparen. Endlich, endlich hatte sie das nötige Geld zusammen. Sie zitterte vor Freude beim Gedanken an das Wiedersehn mit ihren alten Eltern. Wie sie sich in Neapel bei der Landung auf Deck in die ersten Reihen drängte! Drunten standen Scharen wartender Menschen, manche mit Fernrohren, um die



Fritz, der treue Gehilfe des Schriftleiters, läßt grüßen

Angehörigen schon vor dem Aussteigen ausfindig zu machen. Ob sie von oben herab jemand wiedererkannte? Wie wird ihr das Herz gebebt haben; wie die Tränen geronnen sein, während die Sehnsucht wehmütig-langsam in ihr den Gipfelpunkt erklomm; denn die Landung dauerte, ach, so lang, so lang . . . .

Das waren meine Reisegenossen. All diese Menschen waren einander so ähnlich und doch so verschieden in Farbe, Sprache und Temperament, in der Handhabung des Englischen und in ihren Geschmäken und Liebhabereien. Und doch, alles in allem, eine liebe Gesellschaft.

Im Großen und Ganzen, sage ich. Denn menschliche Unzulänglichkeiten gab es auch hier. Deren Quelle? Menschliche Schwachheit und Armseligkeit. Mangel an Überlegung und besonders selbstloser Nächstenliebe. Msgr. Sheen klagte einmal über das Radio: Mehr Billionen werden alljährlich in Amerika für „Erziehung" ausgegeben als zuvor, und doch lassen wahre Bildung und Feinheit mehr zu wünschen übrig denn je.

Was mich auf der langen Reise sehr tragisch berührte, war so viel unnötiges Nachtgeräusch. Schon beim Weisen im alten Testament heißt es: Es gibt eine Zeit zum Beten und zum Tanzen; zum Reden und zum Schweigen etc. Leider scheinen gar manche Menschen das zu vergessen. Nimm z.B. das „baby" auf dem Pullman von Winnipeg nach Toronto. Sie war wohl daran gewöhnt, von ihrem husband jeden Abend in den Schlaf gewiegt zu werden. Er lag drunten im Pullman Bett; sie hatte sich den oberen Taubenschlag gewählt; warum, weiß ich nicht.

Bob, I am up now", rief sie von oben.

Er brummte: „Good, darling!"

„But the pillows — I don't know . . . "

„Hum", grunzte es von unten.

Nach einer Weile kam es wieder von oben: „How are you, Bob?"

Not so bad", sagte er.

Und so ging das Zwiegespräch

weiter. Dutzende von blöden Fragen. Dabei war es Mitternacht, und ein Dutzend anderer Gäste im Schlafwagen wollten ruhen und Kräfte sammeln für die Mühen des kommenden Tages. Ihm war es auch zuwider; man konnte es am Ton seiner Stimme hören. Aber das störte das baby nicht.

Auf dem Ozean gab es des öfteren Pianogeklirr und Sing-Sang, wenn die Hauptgruppe der Tanzlustigen sich schon längst zurückgezogen hatte. Es fanden sich immer einige Liebhaber zusammen, die vielleicht an Schlaflosigkeit litten oder vielleicht auch zu tief in die Flasche geschaut hatten. Das Sonderbare an der Sache war, daß solche Darbietungen von oben her niemals unterbunden wurden.

Eines Abends erging sich ein junger Mann für längere Zeit in militärischen Übungen. La compagnia, March!, brüllte er, so daß es weit bis in alle Ecken schallte. Aber niemand kümmerte sich um ihn. Ich schaute auf die Uhr. Es war eine Stunde nach Mitternacht.

Ein noch besseres Erlebnis bot sich uns auf dem Schnellzug von Rom nach Turin. Es war etwa 2 Uhr nachts. Herein trat ein 60 jähriges Paar. Sie redeten französisch: sie besonders lebhaft. Gackerte so lebhaft wie eine Henne, wenn sie ein Ei gelegt hat. Wir waren drei Reisende im Abteil, und ihr Gegacker störte uns im besten Schlaf. Niemand sagte etwas. Wir dachten, es würde bald von selber aufhören. Leider war das nicht der Fall. Nach einer Stunde sagte ich: „Madam, warum erlauben sie uns nicht zu schlafen?"

„Wie könnte ich", rief sie; „ich

Das Lob des starken Weibes

Ein starkes Weib — wer wird es finden?
Ihr Wert ist wie Dinge, die weit herkommen.
Es vertraut auf sie ihres Mannes Herz,
und es wird ihm nicht an Ausbeute fehlen.
Sie vergilt ihm Gutes und nicht Böses,
alle Tage ihres Lebens.
Sie suchet sich Wolle und Flachs
und arbeitet nach Kunst ihrer Hände.
Wie ein Kaufmannsschiff ist sie:
von fernher bringt sie Brot.
Sie stehet auf, wenn's noch nachtet
und gibt Speise ihren Mägden.
Sie schaut nach einem Acker und kauft ihn.
Von der Frucht ihrer Hände pflanzt sie einen Weinberg.
Sie gürtet mit Kraft ihre Lenden
und stärket mit Arbeit ihre Arme.
Sie fühlt, wie gut ihr Geschäft ist,
und ihr Licht erlischt des Nachts nicht.
Sie legt ihre Hand an große Dinge,
und ihre Finger erfassen die Spindel.
Sie öffnet ihre Hand dem Armen,
und streckt ihre Hand dem Dürftigen aus.
Sie fürchtet nicht für ihr Haus den Schnee;
denn alle ihre Leute sind doppelt gekleidet.
Sie macht sich Decken;
weiße Leinwand und Purpur ist ihr Kleid.
Berühmt ist in den Toren ihr Mann,
wenn er sitzt mit den Räten des Landes.
Kraft und Anmut ist ihr Kleid.
In den letzten Tagen wird sie fröhlich sein.
Ihren Mund öffnet sie zur Weisheit,
und das Gesetz der Milde ist auf ihrer Zunge.
Sie hat acht auf den Wandel ihres Hauses
und ißt ihr Brot nicht müßig.
Ihre Kinder kommen empor und preisen sie überselig,
und ihr Mann, er lobet sie.
Viele Töchter haben sich Reichtümer gesammelt.
Du aber hast sie alle übertroffen!
Betrüglich ist die Anmut und eitel die Schönheit.
Ein Weib aber, das den Herrn fürchtet, wird gelobt werden.
Gebet ihr von den Früchten ihrer Hände.
Es müssen sie loben in den Toren ihre Werke.

Aus dem Buch der Sprüche von Salomon.

habe gestern meine Tochter begraben."

„Dann laßt auch die in Frieden ruhn; aber hören sie doch endlich einmal auf uns zu stören."

Da nahmen beide den Kampf auf. Ich unterbrach:

„Habt Ihr nie das erste und größte Gebot gelernt? Was du nicht willst, das man dir tu', das füg auch keinem andern zu?

Ja, das hatten sie gelernt; dennoch gackerten sie weiter. Ich zog den Wintermantel über meinen Kopf und schwieg. Nach einer Zeit flaute ihr Gerede ab. Aber offenbar um zu zeigen, daß sie den Zweikampf nicht verloren gab und den Streitfall gewonnen glaubte, ließ die Frau alle 5 Minuten einen schweren Seufzer fahren. Als das gegen 5 Uhr aufhörte, fingen beide an zu schnarchen. An einer Haltestation stieg ein Offizier der Luftwaffe zu uns ein und machte Licht. Das war für die beiden das Signal zu neuem Schwätzen. Sie redeten auf Italienisch, (im Piemontesischen Grenzgebiet gegen Frankreich hin sprechen die meisten Leute zwei Sprachen), von irgend welchen Dummheiten in der weiten Welt. Aber planmäßig alle paar Minuten unterbrach die Alte und seufzte und stöhnte über ihre tote Tochter und brach in Tränen aus und in Wehklagen wie die Klageweiber zur Zeit Christi im Hause des Jairus. Es schien mir so gekünstelt und so unnatürlich; aber was wollte ich machen? Tröstete mich mit der Überlegung, daß wir Nordländer am südlichen Menschen gar manche Dinge nicht verstehn. Als wir schließlich in Turin landeten, rief sie mir beim Aussteigen nach: „Ich kenne das erste und größte Gebot; aber es gibt daneben doch noch den Ausspruch Jesu Christi: Selig sind die Trauernden, sie sollen getröstet werden." Ich sagte: Bene; hau ab, und auf Nimmerwiedersehn!

Diesen Mangel an Feingefühl gibt es auch in Frankreich. In Paray-le-Monial fand ich in meinem Hotel Plakate angeschlagen: Man ist gebeten auf die Ruhe der Gäste Rücksicht zu nehmen, insbesondere zwischen 10 P.M. und 7 A.M. Freute mich schon auf eine ungetrübte Nachtruhe; war es doch hl. Sonntagabend. Aber welcher Krawall brach da auf einmal los! Pfeifen und Tanzen und Schreien bis in die frühen Morgenstunden! Die schöne Warnung stand halt nur auf dem Papier, und der Hausherr hatte nicht den Mut, die Verordnung zu erzwingen.

Der letzte Grund für solche Roheiten? Es ist der sacro egoismo. Ausspielen des eigenen Ich auf Kosten der Allgemeinheit und des öffentlichen Wohles. Unsere sogenannte Erziehung ist halt zu viel Muskel und Verstandesübung; zu wenig Herzens- und Gewissensbildung. Mit einem Wort, die himmlische Liebe wird nicht in der Brust gepflegt; die Königin der Tugenden, einziger Schlüssel zur Heiligkeit und magnetischen Persönlichkeit, wird zu grausam vernachlässigt. Nur dort wo sie gepflegt wird, kommt es auf die Dauer zu einer Art Übermenschentum. Kein Wunder daher, daß man sich auf langen Reisen am wohlsten fühlt unter Freunden und Bekannten in den Klöstern. So kam ich nach Waterdown bei Hamilton in Ontario. Dort steht das Mutterhaus der Notre Dame Schwestern, ein prächtiger, feuerfester Riesenbau, von wundersamen Baum- und Buschanlagen umrahmt. Prächtiger noch waren die Ordensfrauen innen drin. Als es hieß „Besuch aus dem Westen", kamen sie mit beflügelten Schritten heran, die vielen Mädchen im Ordensschleier, die von derSt. Joseph's Kolonie, über die boarding-School der Schwestern in Leipzig Sask., den Weg dorthin gefunden haben. Wie wohl ich mich unter ihnen fühlte! Das war Freundlichkeit in ihrer entzückendsten Form. Unter ihrem Schein und in ihrer Wärme mußten Chesterton und die frommsten Humanisten in ihrem kühnsten Optimismus Recht behalten.

(Fortsetzung folgt)

Besser schlecht fahren als stolz laufen.

• • •

Nun lerne, wenn dich's nicht verdrießt, wie nah' der Fall der Sichren ist.

• • •

Der sehe zu, daß er nicht falle, der, wenn sein Nächster fällt, noch steht.

Das Paket

Von Karl Federn

Der Kaufmann Jewgenj Michailowitsch Leschnew stand an einem Fenster seines Hauses in Moskau und sah in die frühe Dämmerung hinaus. Durch die schneebedeckte Straße fuhr ein einsamer Schlitten; nur wenige Fußgänger waren zu sehen. Im Zimmer hinter ihm ging die Türe, er sah sich um: das Dienstmädchen war eingetreten: Herr Nadeschdin sei da und wünsche ihn zu sprechen. Es war der Dezember 1917, Kerenski war vor wenigen Wochen gestürzt worden; kein Mensch wußte was bevorstand. Die beiden Freunde redeten von den Ereignissen, von den Gefahren der Zeit, von der neuen sogenannten Arbeiterregierung, sie waren allein in dem großen Zimmer, dennoch sah Nadeschdin sich um und senkte die Stimme, als er dem andern sagte, daß, wie er eben erfahren, in den nächsten Tagen die Beschlagnahme aller Bankguthaben erfolgen sollte. Leschnew wurde bleich: sein ganzes Vermögen lag auf der Bank, deren Direktor Nadeschdin war. Sie sprachen nur noch wenige Worte: dann zogen sie ihre Pelze an und begaben sich beide, auf verschiedenen Wegen, erst nach der Wohnung des Direktors, dann, während es rasch dunkelte, nach dem Bankgebäude. Sie traten durch eine rückwärtige Pforte ein, der Direktor ging mit seinem Freund durch die leeren Gänge und Treppen nach dem Gewölbe, in dem sich die Safes befanden, und wartete, eine Zigarette rauchend, bis jener aus seinem Fach ein versiegeltes Paket entnommen hatte. Am Tor trennten sie sich wieder und verabschiedeten sich, Leschnew drückte Nadeschdin die Hand und ging mit dem Paket nach seiner Wohnung. Es enthielt Juwelen, ausländische Banknoten und Wertpapiere im Betrag von anderthalb Millionen Rubel.

Vorsichtig brachte er es an einer, wie es ihm schien, sehr verborgenen Stelle seiner Wohnung in Sicherheit. Er hatte noch einige tausend Rubel bar sowie entwertete russische Papiere auf der Bank liegen lassen: in den nächsten Tagen hob er noch Beträge davon ab, dann ging das nicht mehr. Er wußte, daß er im Hause mehr als genug hatte, aber grade das brachte ihm große Unruhe.

Er und seine Familie lebten einfach genug und gingen unauffällig, ja schlecht gekleidet; viel zu essen gab es ohnedies nicht. Sehr bald durften sie keine Dienstboten mehr halten; die schönen Zimmer lagen verstaubt und verfielen; und eines Tages wurde das Haus beschlagnahmt, und es sollten ihnen nur zwei Zimmer bleiben. Durch die Straßen zogen Demonstrationszüge, Arbeiter und Soldaten mit roten Fahnen, Musik und Trommeln, revolutionäre Lieder singend; mehrmals erschienen bewaffnete Leute, die das Haus nach Waffen durchsuchten und Kleider und Lebensmittel mitnahmen. Leschnew zitterte für sein Versteck. Wiederholt hatte er versucht, für sich und seine Familie Pässe zu erhalten, um ins Ausland zu reisen, aber immer vergeblich. Sein Geschäft betrieb er

---

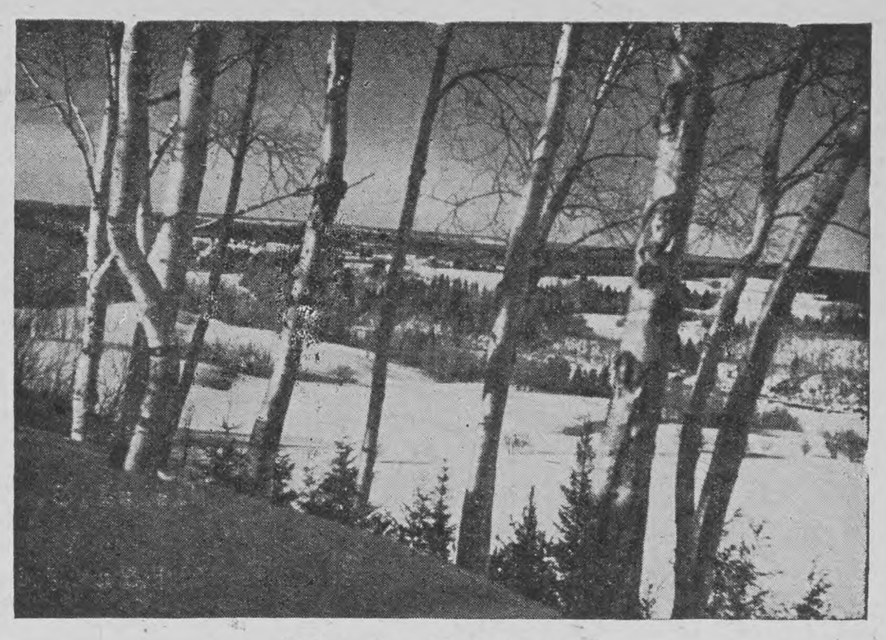
Abendgebet

Von Gerta Harti

Herr, bleib bei uns, denn es will Abend werden,
Der Tag hat sich geneigt und dunkel wird's auf Erden.
Herr, bleib bei uns, wenn's Abend wird im Leben,
Wenn ohne Zweck erscheint die Welt mit ihrem Streben.
Herr, bleib bei uns, wenn zu uns kommt das Leid,
Der bitterwehe Schmerz, die tiefe Traurigkeit.
Herr, bleib bei uns mit Deiner Lieb und Huld,
Wenn uns die Welt verstrickt in Zweifel und in Schuld.
Herr, bleib bei uns in dieser schweren Zeit,
Herr, bleib bei uns in Zeit und Ewigkeit.

noch einigermaßen, und endlich, nach langem Anstehen und Warten, gelang es ihm, sich einen Paß für eine achttägige Geschäftsreise nach Deutschland zu verschaffen. Aber nur für sich allein, Frau und Tochter mußte er zurücklassen. Die polnische Grenze hoffte er irgendwo undurchsucht überschreiten zu können, das Weitere mußte sich dann finden.

Es war Ende April 1918, und es dunkelte bereits, als er nach dem Brester Bahnhof fuhr; um neun Uhr ging sein Zug. Er fuhr durch die Twerskaja und war noch weit von der Triumphpforte und dem Bahnhof entfernt, als ihm etwas auffiel: im Schein der wenigen Laternen sah er die Straße in einiger Entfernung vor ihm von Rotgardisten gesperrt. Er wäre zwar mit seinem Paß wahrscheinlich durchgekommen; aber er dachte an den Koffer mit dem Paket, der neben ihm im Wagen lag, und was die Folge einer möglichen Durchsuchung sein mußte; er kam nicht nur um alles, was er hatte, er kam nie mehr nach Hause zurück, er würde an die Wand gestellt und erschossen. Da kam ihm blitzartig ein Gedanke. Er hieß den Kutscher in den Twerschkoj Boulevard einbiegen und über die anschließenden Boulevards nach der Djenjeschi-Straße fahren. Dort befand sich damals die deutsche Botschaft, die eben, nach dem Frieden von Brest-Litowsk, in Moskau errichtet worden war. Er begriff gar nicht daß er nicht vorher an diesen Weg gedacht hatte. Die Pläne, die er gemacht, mit dem Koffer unbemerkt die Grenze zu überschreiten, schienen ihm jetzt vollkommen unausführbar. Es war Wahnsinn, es zu versuchen. Daß seine Straße durch die roten Soldaten gesperrt gewesen, erwies sich als ein Glück



März in Saskatchewan

für ihn. In solchen Gedanken saß er, währed das weiße Pferdchen zwischen den hohen dunklen Steingebäuden hin und über die breiten Plätze trabte.

Der Wagen hielt in der kleinen Querstraße vor dem bezeichneten Haus. Die Büros waren vor wenigen Tagen eröffnet worden; man hatte noch viel zu ordnen und einzurichten; so fand er trotz der späten Stunde erleuchtete Fenster. Er hatte vor dem Kriege viel Beziehungen gehabt; es gelang ihm, eingelassen zu werden und einen Beamten zu sprechen, den er bat, ein Paket ,das er ihm einhändigen wolle, an seinen Kommissionär in Leipzig, Herrn Sesenberg, zu befördern; die Sache sei außerordentlich wichtig und dringend. Der Beamte hörte ihn an, bedauerte aber, seinen Wunsch nicht erfüllen zu können, da er nur deutsches Eigentum befördern dürfe.

„Aber es ist deutsches Eigentum," erwiderte Leschnew ohne Zögern, „und bei mir ist es keine Stunde mehr sicher."

Der Beamte sah den blondbärtigen etwa fünfzigjährigen Mann, der äußerlich sehr ruhig vor ihm stand, an und dieser sah ihn an. Dann setzte der Beamte sich, ohne noch etwas zu sagen, an den Tisch, holte ein Formular, tauchte die Feder ein und nahm Leschnews eidesstattliche Erklärung zu Protokoll, daß der Inhalt des übergebenen Paketes Eigentum des deutschen Reichsangehörigen Herrn Paul Sensenberg in Leipzig sei. Leschnew unterschrieb, dann verließ er mit klopfendem Herzen das Gebäude und kehrte in seine Wohnung zurück.

In der nächsten Nacht wurden sie durch heftige Schläge an die Wohnungstür geweckt. Es fand abermals eine Haussuchung statt, die diesmal besonders gründlich vorgenommen wurde und in einer Plünderung endete. Er hatte nur noch ein paar Kopeken in der Tasche, als er einen Bekannten traf, der seinen letzten Rubel mit ihm teilte. Dann wanderte er mit den wenigen Wertsachen, die er

noch hatte, nach dem Sucharewkaplatz und verkaufte sie dort oder vertauschte sie gegen Lebensmittel, die von den Händlern in Buden und auf Bänken feilgehalten wurden. Oder er schlich sich mit alten Kleidern, Schuhen oder Wäschestücken auf ein Dorf hinaus, um sie gegen Brot oder Fleisch einzutauschen. Die riesige Stadt lag wie tot in der Sommerhitze, die Straßen waren leer; unrasiert und schlecht gekleidet, wie er ging, in Bluse und Mütze, fiel er nicht auf. Er wohnte jetzt mit Frau und Tochter in einem kleinen Zimmer in der Vorstadt, seine Frau nähte, seine Tochter hatte Maschinenschreiben gelernt und arbeitete auf einem Büro. Eines Tages begleitete er sie ein Stück Weges, da zog sie ihn am Arm und sah ihn bleich an: Ein Verhafteter, ein großer, noch wohlgekleideter Mann, schritt zwischen zwei Soldaten: er erkannte Nadeschdin. Eine Woche später las er seinen Namen in den Listen der Erschossenen. Es war die Zeit der Massenhinrichtungen bürgerlicher „Geiseln“ auf dem Chodynskoje-Feld. Diesem Tode entging er; aber sie lebten in bitterster Armut; was die Tochter verdiente, reichte nicht für das Nötigste. Über das Schicksal seiner Sendung hatte er nichts erfahren. Ein Brief, den er mit vorsichtigen Andeutungen nach Leipzig geschrieben hatte, blieb unbeantwortet; wahrscheinlich war er nie angekommen.

Im Oktober gelang es ihnen, Moskau zu verlassen; in Viehwagen stehend kamen sie bis in eine Stadt im Orelschen Gouvernement. Von hier aber konnten sie nicht weiter. Überall herrschte Not, plündernde Banden zogen durchs Land, in halb Rußland wütete Bürgerkrieg; außer den Militärzügen fuhr zunächst kein Zug mehr nach Süden. In der kleinen Stadt fanden sie wenig oder keinen Verdienst; schließlich kamen sie in ein Dorf in der Nähe von Kursk und lebten bei Bauern. Dort blieben sie über ein Jahr; Natalja, die Tochter, fand als Hilfslehrerin zu tun.

Nach einer Weile gelang es ihm, bis nach Charkow zu kommen. Dort wurde erst seine Frau, dann er selber krank. Ein Brief, den er in einen Augenblick der Verzweiflung nach Leipzlg schrieb, machte ihn verdächtig, er wurde verhaftet und saß Monate im Gefängnis; als er endlich wieder freikam, fand er Frau und Tochter nicht mehr in Charkow; sie waren nach dem Dorf bei Kursk zurückgekehrt. Als er sie dort erreichte, war die Frau wieder krank. Sie erholte sich nur schwer.

An einem kalten Frühjahrsmorgen, er hatte einen Karren mit Dung für den Bauern aufs Feld gezogen, kam ihm seine Lage sonderbar zum Bewußtsein; er sah plötzlich die Lampen des Kronleuchters in seinem Salon in Moskow brennen, sah elegante und berühmte Leute sich tanzend darunter bewegen, und . . . sah jetzt wieder die Krähen unter dem bleichen Himmel, fühlte den scharfen Geruch, sah seine bloßen Füße in Bastschuhen . . . „Alles ist Traum und vergeht,“ dachte er.

Nach Hause gekommen, wusch er sich die Hände am Brunnen. Der Tag war warm geworden,

O Gott, dreifaltig in den Personen und einzig in der Wesenheit, du hast durch den Sohn die Welten ins Dasein gerufen, daß sie ein Abglanz deiner Allmacht, Weisheit und Liebe seien. Groß bist du und groß sind dein Werke, unerforschlich deine Ratschlüsse. Du schufest die Menschen nach deinem Bilde und Gleichnisse und stelltest sie hoch über alle Geschöpfe, daß sie die Krone deiner sichtbaren Schöpfung seien. Du liebtest die Menschenkinder mit besonderer Liebe und sorgtest für sie in überströmender Güte und Freigebigkeit. So hast du in deinem ewigen Plan die Dreifaltigkeit deiner drei göttlichen Personen im Menschenwesen nachbildend denMenschen in der Dreiheit von Vater, Mutter und Kind Leben und Schicksal ertragen lassen. Wir beten deine wunderbare Weisheit an, die im irdischen Vater die Allmacht des himmlischen Vaters, in der irdischen Mutter die Liebe des Heiligen Geistes und im irdischen Kinde den Gehorsam des Sohnes Gottes zum Aufleuchten bringt. Wir danken dir, daß dein Eingeborener Sohn in einer menschlichen Familie diese Dreiheit von Vater, Mutter und Kind während seines verborgenen Lebens in Nazareth geweiht und geheiligt hat. Hier ist uns das bleibende Vorbild heiligen Familienlebens vorgelebt worden. Jesus, Maria, Joseph schenkt uns, die wir wie ihr unser Leben in der Familie heiligen sollen, den Geist der Ehrfurcht, der Liebe und des Gehorsams! Dann werden wir am Ende unserer irdischen Laufbahn der großen Gottesfamilie des Himmels zugesellt werden, wo wir mit allen Engeln und Seligen Gott dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste unser dreimal Heilig singen. Amen.

die Sonne schien, und er und Natalja trugen die Kranke ins Freie. Sie saßen unter den Obstbäumen bei ihr. Da hörten sie eine Litanei, ein Beerdigungszug kam vorüber, der Pope im Ornat ging neben dem Sarg. Als alle vorbei waren, warf das Mädchen sich plötzlich über den Tisch und weinte. „Wer nur auch schon tot wäre!" schluchzte sie. Und auch die kranke Frau begann zu weinen. Das Mädchen richtete sich wieder auf, ihr Mund zuckte noch; Leschnew sah sie barfuß, in ihrem zerrissenen Kleide sitzen und „Nataschа, mein Täubchen!" sagte er, „glaube mir, es wird alles noch gut! Ich werde dich noch in Seide kleiden!" Seine Frau lächelte trüb, während die Tochter nur die Achseln zuckte. Er sebst aber sah nach der Sonne über den bewaldeten Hügeln, er hatte nur einen Gedanken, eine Hoffnung, die ihn all die Zeit hindurch aufrecht erhielt.

Noch zwei Jahre vergingen. Sie waren nach Kiow gekommen. Dort sah er auf der Straße einen Mann in einer Lederjacke mit einem roten Abzeichen, der ihm bekannt vorkam. Er sprach ihn an: „Genosse! — Dmitri Sergeitsch?!" Der andere erkannte ihn nicht. „Leschnew!" sagte er. — „Sie sind es, Jewgeni Michailowitsch? Wie geht's, Genosse?" Er hatte dem Manne, der jetzt Sowjetkommissar war, einst eine Anstellung verschafft. Er sagte ihm, daß er in Kiew in großer Not sei, aber wenn er nach Odessa kommen könnte, wäre alles gut. Dort habe er Freunde und würde Arbeit genug finden. Der Kommissar sah ihn an, hieß ihn mitgehen und stellte ihm eine Anweisung auf drei Plätze nach Odessa aus. Es hieß noch einige Zeit warten, dann rollten sie diesmal im bequemen Wagen durch



Frühmärz in der alten Heimat

das südliche Rußland zum Schwarzen Meer hinab.

Vor zehn Jahren war er zum letztenmal in Odessa gewesen; damals hatte er in einem prachtvollen Hotel auf dem Alexander-Boulevard gewohnt; jetzt suchte er sich irgendwo am Hafen ein elendes Quatier. Dennoch hüpfte ihm das Herz, wenn er durch die heißen, weißen Straßen ging. Und er fand in der Tat Arbeit, und die Frauen auch; er war immer klug gewesen und war fingig geworden wie nie, und eines Tages lagen sie alle Drei in einem dumpfen, heißen, übelriechenden Raum in einem türkischen Spiritusschiff. Die Nacht verbrachten sie wie im Fieber, und erst, als am andern Morgen das Schiff stark schaukelte und außen die Wellen laut an die Bordwand schlugen und sie, durch die Luke blickend, die weißen Kais und die grünen Ufer der Umgebung immer mehr zurückweichen und die Stadt immer kleiner werden sahen, da warf Leschnew in der engen Koje seine Mütze in die Höhe, seine Frau aber fiel auf die Knie und betete laut, während Natascha ihre Arme um des Vaters Hals schlang und ihn schweigend küßte.

Dennoch war es eine jammervolle Fahrt, die sie nach Stambul brachte. In einem schlechten kleinen Café am Hafen ließ Leschnew sich Papier und Tinte geben, um nach Leipzig zu schreiben; aber sowie er den Brief begann, überkam ihn ein Zittern; die Angst enttäuscht zu werden, eine kühl verneinende Antwort zu bekommen, war nach der Spannung von vier Jahren so heftig, daß er den begonnenen Brief wieder zerriß. Er mußte dem Mann in Leipzig gegenübertreten, in seinem Gesicht lesen, wie die Sache sich verhielt und wie er selbst sich zu verhalten hatte. Er saß mutlos da, denn er hatte wieder kein Geld mehr; das gleiche Elend wie in Rußland schien zu beginnen. Da sah er am nächsten Tag zwei Herren aus einem Restaurant treten, die ein sehr gebildetes Russisch sprachen. Er redete sie

an; es waren Geflüchtete wie er. Er erzählte ihnen das Nötigste und erhielt durch sie ein wenig Hilfe, immerhin so viel, daß er mit Frau und Tochter weiter konnte. Und so kam endlich im Sommer 1923 eine vollkommen abgerissene, halb verhungerte Familie in Mailand an. Hier aber fand er Freunde aus früherer Zeit, denen es gut ging, die ihm etwas Geld liehen, so daß er sich einen anständigen Anzug kaufen und nach Leibzig fahren konnte. Frau und Tochter ließ er in Mailand zurück.

Auf dieser Fahrt schloß er kein Auge.

In Leipzig ging er zunächst in ein Hotel, nahm ein Zimmer, wusch sich und machte sich ein wenig zurecht, ruhte noch eine halbe Stunde, dann suchte er Herrn Sesenberg auf. Er fand ihn noch im gleichen Hause in der Königstraße wohnend. Es war sechs Uhr abends. Auf sein Klingeln öffnete ein Mädchen; er nannte keinen Namen, sagte nur, er müsse Herrn Sesenberg sprechen. Das Mädchen rief den Hausherrn, der ins Vorzimmer kam. Erst erkannte er den Besucher nicht, der, gealtert und völlig grau geworden, vor ihm stand.

„Leschnew," sagte der Russe leise.

Der andere fuhr zurück. „Sie sind es?" erwiderte er ebenso tonlos.

„Ja Leschnew," wiederholte dieser.

„Kommen Sie herein!"

Leschnew trat ins Zimmer; sie setzten sich, der Hausherr ließ Tee bringen. Befangen, stockend begannen sie zu sprechen, stellten fest wie lange sie einander nicht gesehen, wie verändert die Welt war, in er sie lebten.

„Sie haben wohl viel durchgemacht?" fragte Sesenberg.

Leschnew begann zu erzählen. Frau Sesenberg, eine, kleine, runde freundliche Frau, trat ein, auch sie machte eine Bewegung, als ihr Mann, auf den Gast weisend, „Herr Leschnew aus Moskau!" sagte.

Dieser erzählte, was er seit dem Ausbruch der Revolution durchgemacht, wie er von Stadt zu Stadt gezogen, auf Dörfern als Tagelöhner gelebt, Elend und Krankheit ertragen hatte, und wie er mühsam endlich mit seiner Familie übers Meer und durch den Balkan bis nach Italien gekommen war, wo er Frau und Kind zurückgelassen. Sie sprachen von der Revolution, vom Weltkrieg, von der Lage in Deutschland und Rußland, sie redeten fünf Stunden lang . . . nur von dem Paket sprach keiner ein Wort, weder fragte Leschnew danach, noch deutete Herr Sesenberg irgendwie an, daß er davon wußte oder es bekommen hatte.

Das Mädchen hatte zum Abendbrot gerufen, und sie saßen zu dreien unter der Lampe und redeten gespannt und gedrückt.

Endlich um elf Uhr nachts kehrte Leschnew müde, zerschlagen, hoffnungslos in sein Hotel zurück. Auch diese Nacht vermochte er kaum zu schlafen. Am andern Morgen nach dem Frühstück ging er sofort wieder nach der Woh-

Erziehung

Wenn mir das Erziehungswerk einmal recht schwer fällt, kommt mir immer ein Wort des Heilandes in den Sinn. Im Gleichnis vom Sämann spricht er davon, daß wir Frucht bringen müssen in Geduld. Dies Wort, meine ich, paßt ganz besonders für den Erzieher. Frucht sollen wir grundlegen in den Kinderherzen mit der linden Hand rechter Geduld, wohlverstanden, die **rechte** Geduld muß es sein. Nicht jenes träge Gehenlassen, das alle Dinge nimmt, wie sie nun einmal sind, das Gottes Wasser über Gottes Land laufen läßt. Auch nicht jene feige Weichherzigkeit, die voll falscher Nachsicht gegen alle kindlichen Fehler ist. Die rechte Geduld ist treue Beharrlichkeit, die vom Morgen bis zur Nacht nicht müde wird, die trotz aller Mißerfolge immer wieder mit frohem Vertrauen beginnt, die — fern vom Augenblickseifer des Zornes — stille, strenge Arbeit tut und von keinem Hindernis sich schrecken läßt. Eine solche Geduld nimmt ihre neue Kraft aus heiliger Liebe und starker Selbstbeherrschung.

Aber mögen wir noch so treue Arbeiter sein, wir dürfen nie vergessen, daß der Erfolg nicht bei uns steht, daß wir zwar säen, aber „ein anderer ist es, der das Gedeihen gibt." Darum stellt neben die beharrliche Geduld auch das beharrliche Gebet für die Kinder. Wenn zu eurer sorgsamen Gärtnerarbeit Gott den Tau seiner Güte und den Sonnenschein seiner Gnade gibt, dann dürft ihr hoffen, daß eure Saat aufgeht nach des Heilandes Wort zu hundertfältiger Frucht. —

nung seines einstigen Geschäftsfreundes.

Diesmal öffnete ihm Herr Sesenberg selbst. Auch er sah blaß und übernächtig aus. „Ah, da sind Sie ja," sagte er. „Bitte, kommen Sie herein!", und sobald sie im Zimmer waren: „Sie haben mir ja vor fünf Jahren ein Paket mit Wertsachen geschickt!"

„Ja, durch die Botschaft. So haben Sie es bekommen?"

„Ja, ich habe es bekommen. Aber warum haben Sie mich gestern nicht danach gefragt?"

„Weil Sie Nein gesagt hätten!"

„Ja, das ist wahr," sagte der andere mühsam, „aber woher wissen Sie das?"

„Ich dachte, entweder Sie hatten das Paket überhaupt nicht bekommen oder Sie waren entschlossen, es nicht zuzugeben, denn wenn Sie das Paket bekommen hatten und es nicht ableugnen wollten, dann hätten Sie doch von selbst davon zu reden begonnen!"

„Ja, so ist es," sagte Sesenberg. Gestern hätte ich nein gesagt." Er sah einen Augenblick vor sich hin. „Ich muß Ihnen nun alles erklären. Ich habe das Paket nicht gleich, sondern erst Anfang 1919 vom Auswärtigen Amt in Berlin als mein Eigentum zugeschickt bekommen. Es war in der Verwirrung jener Tage übersehen worden und in irgendeinem Packraum liegen geblieben. Es war versiegelt und unbeschädigt. Sie waren als Absender genannt aber sonst lag kein Schreiben bei." Leschnew nickte. „Als ich es öffnete und sah,, daß es sehr viel Geld enthielt, da . . . verschloß ich es wieder und sperrte es fort."

Er schwieg einen Augenblick. Leschnew sprach kein Wort.

„Ich habe," fuhr Sesenberg fort, „immer gewartet, daß Sie kommen und es holen sollten, daß Sie etwas darüber schreiben würden. Aber niemand und nichts kam. Ich habe Sie, wie ich Ihnen schon gestern sagte, für längst tot gehalten. Sie und Ihre ganze Familie, wie so viele andere, die ich in Rußland gekannt hatte — denn sonst hätten Sie doch irgendein Lebenszeichen gegeben. Ich hatte das Paket als mein Eigentum bekommen . . . dennoch habe ich es lange nicht angerührt, bis es mir 1922 in der Inflation furchtbar schlecht ging. Ich habe fast alles verkaufen müssen, was ich besaß, mein Geschäft hatte ich schon lange aufgeben müssen, dann kam noch Not in meiner Familie . . . ich war, wie gesagt, ganz überzeugt, daß niemand von Ihnen mehr am Leben sein konnte — da erst habe ich das Paket wieder eröffnet und einen Teil herausgenommen und zu Geld gemacht. Ich habe dann noch mehr davon verwendet, um ein neues Geschäft aufzumachen, die ausländischen Banknoten hatten ja einen so riesigen Wert. Aber der größte Teil davon ist noch da. Es ist mir dann sehr gut gegangen. Als ich Sie gestern plötzlich vor mir sah, erschrak ich, und solange Sie da waren, hatte ich nicht die Kraft, die Sache zuzugeben und Ihnen zu gestehen. Aber Ihr Unglück, Ihr Aussehen, Ihre Erzählungen, das alles hat mich erschüttert . . . Sie wissen ja, wie wir voreinander saßen, und keiner sagen konnte, was wir beide immer in Gedanken hatten. . . Aber in der Nacht haben meine Frau und ich alles durchgesprochen und uns geeinigt, daß doch alles Ihnen gehört, und wie sehr wir in Ihrer Schuld sind, da wir durch Ihr Gut gerettet wurden, während Sie in solchem Elend waren. Was noch da ist — es ist das meiste — steht zu Ihrer Verfügung. Und sonst . . ."

„Bitte, bitte," sagte Leschnew. „Ich bin ja Ihnen Dank schuldig. Was Sie taten, war ja so natürlich. Und . . . wir . . . sind . . . ja . . nun gerettet!" Und der Mann, der alles standhaft extragen hatte, begann bitterlich zu weinen.

Sesenberg, nicht weniger erschüttert, hatte das Paket aus der Safe geholt. Es waren noch mehrere Millionen Mark.

Ein glücklicher Mann wies telegraphisch Geld an Frau und Tochter nach Mailand an und hieß sie nachkommen.

Und dann feierten zwei Männer, die Freunde fürs Leben geworden waren, den Tag miteinander..

Herr!

Herr, alle unsere Wege
Sind aus dir gewachsen
Und haben irgendwo ein Ziel,
In dem du wartest.
Wir wollen sie alle gehen
In deinem Namen.
Denn ein jeder führt ja
Aus unserer Enge
In die Weisheit deines Lächelns.

H. Rasche

Osterzeit

vom Schriftleiter

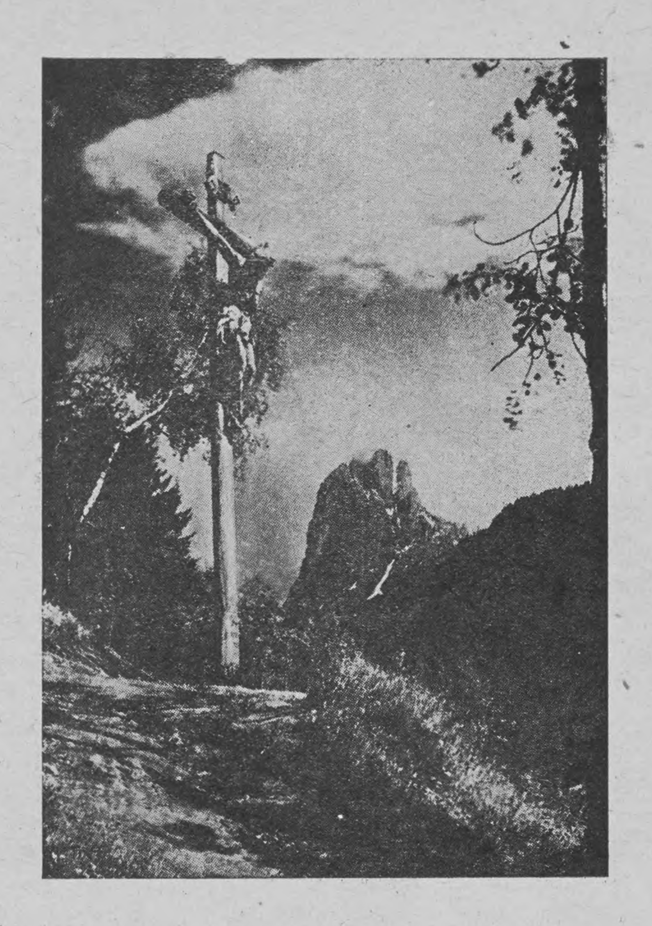
Finsternis senkte sich über alle Erde, als der Heiland am Kreuze sein großes Sterben begann. Vor seinem göttlichen Blick stand die Menschheit, die zu erlösen er gekommen war. Er sah sie alle. Er sah die Weinenden, und er sah die Höhnenden unter dem Kreuze. Er sah jene, die bereits seit Jahrtausenden in ihren Gräbern dem Gerichte Gottes entgegenharrten, und er sah die Menschen der kommenden Jahrhunderte, uns und unsere Nachkommen.

Er sah die Menschen so wie sie wirklich sind: Unverständlich, zum Bösen geneigt, das Gute verachtend, verspottend, mit Füßen tretend. Er sah uns wie wir sind: Voller Selbstsucht und erschauernd arm an Liebe. Er sah auch, daß sein Werk der Erlösung nur von wenigen wirklich verstanden werden wird. Viele werden sich zwar zum Glauben an ihn bekennen. Die meisten dieser Bekenner werden jedoch nur deshalb zu ihm kommen und bei ihm bleiben, weil ihnen das Gut des Himmels versprochen wurde. Wenige, sehr wenige nur werden kommen und werden bleiben, weil sie ihn verstanden haben und weil sie ihm dienen möchten aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, und aus allen ihren Kräften. Sehr wenige nur werden kommen um ihm zu sagen: Herr, so wie du möchten wir werden. Ganz ähnlich dir in deinem erlösenden Leid. Ganz wie du, der verspottete, der bespuckte, der zerschlagene, verhöhnte, gekreuzigte Schmerzensmann.

Jesus sah die Kälte seiner Nachfolger. Er sah ihre Selbstsucht und ihre Blindheit, mit der sie an ihm vorübergehen werden, ohne sich Mühe zu geben, ihn zu erkennen und ihm so nachzufolgen, wie er uns zur Nachfolge aufgefordert hat.

In diese Nacht des Undankes und menschlicher Gedankenlosigkeit hineinschauend, rief er am Kreuze aus: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun!“

Am Ostersonntag Morgen wurde es Licht, und es blieb Licht. Wenn es in unseren Kammern dunkel blieb, wenn Not, Tod, Sorge und Haß es heute immer finsterer um uns werden lassen, so ist damit



noch lange nicht bewiesen, daß der Ostern Strahlen nur so ein schönes Märchen sei. Ostern ist unser Glauben und unser Hoffen — Ostern ist den wahren Gottesfreunden Wirklichkeit. Wir sehen die Wirklichkeit und die Wahrhaftigkeit der Tränen und der Hoffnungslosigkeit um uns herum, und wir sehen auch die Tatsache, daß alles so kommen mußte — weil man eben den allergrausamsten Diebstahl vollbracht hat, den der Mensch je vollbringen kann.

Unser Jahrhundert hat sich vom Osterlicht fortgestohlen. Es lebt an Gott vorbei, und sein Gesetz gilt ihm nichts mehr. Eines der Grundgesetze Gottes heißt, daß nur dort der Segen des Osterlichtes sich verbreiten werde, wo man in diesem Lichte lebt. Wundern wir uns, daß wir nichts von der Erlösung Jesu Christi spüren? Daß alles noch so erschauernd unerlöst um uns herum zu sein scheint? Die Menschen sind ja nicht wie Erlöste Jesu Christi. Sie hassen. Sie planen Verderben. Sie lassen verhungern. Zerstören Stadt und Land und Zukunft.

Christus hat Bedingungen gestellt. Nicht jedem kommt der Segen der Ostern. Wer keine Erlösung

will, dem wird Gott sie nie aufzwingen. „Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er die Macht, Kinder Gottes zu werden."

Gottes Bedingungn sind einfach. Jesus hat sie uns in seiner Bergpredigt klargemacht. Zwei Gesetztafeln gab er uns da. Gesetztafeln, die jedem Kinde bekannt sein sollten — und die wir Großen schneller vergessen als die Kleinen es tun.

Die erste Gesetztafel ist das „Vaterunser", die zweite, die von Jesus gepredigten acht Seligkeiten.

Im Vaterunser lehrte uns der Heiland, worum wir bitten sollen, das heißt was hier auf Erden unsere Hauptsorgen sein sollten. Betet Gott an, den ewigen Vater. Betet, daß sein Name geheiligt werde, nicht nur im Himmel, aber auch auf Erden. Betet, daß sein Reich der Liebe auf Erden herab komme, und daß sein heiliger Wille überall geschehe. Nicht nur im Herzen der Nachbarn, sondern ganz besonders in unseren eigenen Seelen.

Nach dieser Anbetung erst stelle deine Menschenbitten an Gott. Von diesen Menschenbitten ist nur eine einzige rein irdisch: Die Bitte um das tägliche Brot.

Es nützt uns unser tägliches nämlich nicht viel, wenn unsere Seele Not leidet. Wenn sie geplagt wird von der Not der Sünde. Darum betet um Vergebung eurer Sünden. Nicht ganz ohne Gegengeschenk dürft ihr um Sündenvergebung beten. Vergebt ihr, so wird auch euch vergeben werden. Schenkt ihr Liebe, so sollt auch ihr Liebe finden.

Dem Herrgott sagen: „Vergib mir meine Schuld nach demselben Maß, wie ich meinen Schuldigern vergebe", ist eine große Sache. Wissen wir genau was wir tun, wenn wir so beten? Wissen wir, daß wir wirklich sagen: „Wie ich nicht verzeihen, nicht lieben kann, o Herr, so brauchst auch du mir kein Verzeihn und keine Liebe zu schenken?"

„Führe uns nicht in Versuchung, o Gott." Das ist die große Demut, mit der wir unseren Herrn und Gott anreden sollen unser ganzes Leben lang. „Erlöse uns von allen Übeln", besonders vor dem Übel des Hassens und der Lieblosigkeit.

So sollen wir beten.

Und wie sollen wir handeln?

Allererste Pflicht des Menschen ist, sich frei zu machen von allem, was nicht ganz so rein ist wie Gott.

„Selig die Armen im Geiste!" Selig jene, die Gott mehr lieben als irdische Güter, irdische Sündenfreuden und den Stolz ihres Geistes.

Selig die Sanftmütigen, die in Liebe urteilen und nichts gemeinsam haben wollen mit dem Geist, der da Bruder von Bruder trennt und Schwester von Schwester.

Selig die Trauernden, die da weinen ihrer Sünden wegen und echte, wirklich umwandelnde Reue in ihrem Herzen tragen.

Diese drei ersten Seligkeiten reißen den Menschen los von allem, was all zu irdisch ist. Sie stellen ihn vor Gott.

Wer so vor Gott steht, muß nun den zweiten Schritt zn Gott hintun. „Selig die nach Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden." Nach jener Gerechtigkeit, die da sagt: Gib Gott was Gottes ist. Mein Leben ist Gottes Eigentum, ihm soll es auch dienen.

„Selig die Barmherzigen" — selig jene, die Gottes Gerechtigkeit wollen, ihren Brüdern gegenüber jedoch Barmherzigkeit üben. Barmherzigkeit des Vergebens und des Vergessens, des Helfens und des Liebens.

Wer das kann, der steht mit seinem Herzen bereits vor Gott. „Selig, die reinen Herzens sind, sie werden Gott schauen." Selig, deren Herzensgesinnung ohne Falsch ist und ohne Trug, so rein, wie Gottes Heiligkeit rein ist. Hier auf Erden schon schauen sie und fühlen sie Gott. Sie leben ja in ihm. Ihren Mitmenschen gegenüber zeigen sie jenen Frieden, der nicht von dieser Welt ist. Sie sind zufrieden mit Gott, mit Kreuz und Not, mit Mitmensch — mit allem. Nur mit einem sind sie unzufrieden: Daß sie ihren Gott noch lange nicht so lieben, wie sie ihn gerne lieben möchten.

„Selig die Friedfertigen", sagt der Heiland. Sie sind es, die Verfolgung um der Gerechtigkeit willen erleiden können. Ihnen gilt nur eins als Gerechtigkeit: Das Gebot des Herrn. Es war nicht ungerecht, daß Gottes Sohn am Kreuze für uns starb. Darum kann auch nichts als ungerecht gelten, was ich, um Gottes Gebot zu halten, um liebend, um barmherzig, um sündlos bleiben zu können, hier auf Erden erleiden muß.

So lauten die Bedingungen, die Gottes Sohn uns gestellt. Nicht leicht ist das Osterlicht zu finden. Es hat des Heilandes Blut und Leben gekostet. Soll es uns da wundern, wenn wir zahlen müssen mit allen Kreuzen der Liebe, um Ostern wirklich erleben zu können?

Heut ist Fasttag

Daß das Leben mitunter auch schwere Opfer zu fordern vermag, sollte auch der kleine Franz einmal erfahren, als er an einem Freitag mit besonders großem Hunger aus der Schule kam.

Gerade heute aber stand Fleisch auf dem Tisch, und er hatte sich doch fest vorgenommen, das Fastengebot zu halten

Kurz entschlossen sagte er daher entschieden aber artig: „Bitte, liebe Eltern, das Fleisch esse ich nicht!"

Ernst blichte der Vater auf den Buben, dessen Kirchengehen ihm längst ein Dorn im Auge war, aber auch die Mutter war erstaunt.

„Ja warum denn nicht?" fragte ernst der Vater und dachte bei sich, daß sich Franzi möglicherweise den Magen verdorben haben könnte, aber da erwiderte der Bub bereits, ohne das Augenzwinkern seiner Mutter zu beachten: „Weil doch heute Freitag ist!"

„Das hab' ich nur hören wollen", rief jetzt der Vater zornig, „wenn du das Fleisch net magst, darfst heut' auch den guten Apfelstrudel nicht essen, den die Mutter ausnahmsweise gemacht hat!"

Einen Moment sah jetzt der Bub traurig auf; denn gerade ein Apfelstrudel war sein Leibgericht. Dann senkte er wieder den Kopf.

„Überhaupt schau nur, daß du hinauskommst, ich mag einen solchen Stänkerer nicht bei Tisch!" schrie der Vater von neuem. Folgsam erhob sich der Bub und verließ das Zimmer, obwohl sein kleiner Magen gar gewaltig knurrte. Aber er wollte dem geliebten Heiland am Gedenktage seines größten Opfers nicht betrüben und ihm gerne etwas zu Liebe tun.

Draußen in der Küche faltete er daher die kleinen Händchen und sprach: „Ach, liebster Herr Jesus, gib doch, daß mein Vater und auch meine Mutter dich etwas mehr lieben möchten! Es wäre doch alles so schön, seit Vater wieder zurückgekommen ist und er wieder für uns verdienen kann. Wenn sie nur mit mir am Sonntag in die Kirche gehen wollten! Gerne opfere ich dir meinen großen Hunger dafür auf!"

Es dauerte nicht lange, da stand die Mutter in der Tür mit einem Teller voll des herrlichsten Apfelstrudels. „Schau, Franzi, du wirst ja hungrig sein!"

„Nein, liebe Mutter, der Vater hat's verboten und dem Vater muß ich genau so gehorchen wie dem lieben Gott, der uns durch seine Kirche am Freitag das Fleischessen untersagt hat!"

„Aber da hört doch schon alles auf; du, Vater, hör', was der Bub sagt;" Mit diesen Worten betrat die Mutter wieder das Zimmer und erzählte ihrem Gatten, wie Franzi den Apfelstrudel zurückgewiesen hatte. Bald darauf wurde der Bub zum Vater hinein gerufen. Lang sah er ihm in die Augen, legte ihm die Hand auf die Schulter und meinte dann: „Bist doch ein braver Kerl, hast auch mir den Gehorsam nicht verweigert, darum setz dich nur hin und laß dir den Strudel schmecken!"

Jetzt befolgte Franzi gerne die Aufforderung, und die Eltern blickten ihn verstohlen dabei an, so daß ihm gerne noch eine zweite Portion bewilligt wurde. Schließlich erhob sich der Vater, weil er wieder an die Arbeit mußte.

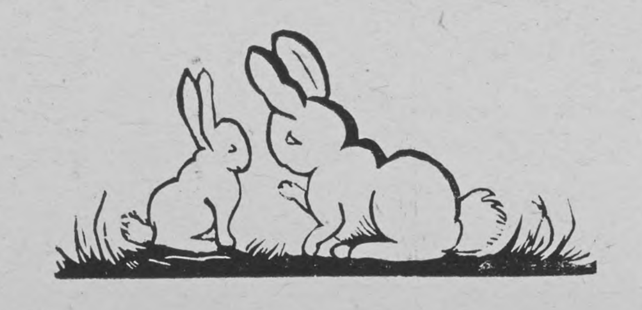
„Lebt wohl", sagte er an der Schwelle und fügte noch hinzu: „Und ab nächsten Freitag, da fasten wir halt auch, hörst, Mutter! Wer gegen den Herrgott folgsam ist, der ist's auch gegen die Menschen!"

Da leuchteten Franzis Augen ganz hell, und wäre der Vater nicht schon fort gewesen, er wäre ihm ganz sicherlich um den Hals gefallen.

Nur zage fragte noch sein kleines Herz, ob sie mit ihm am Sonntag auch zur heiligen Messe gehen würden . . . . .

Ich meine immer, dieser brave Bub hat auch das noch erreicht!

M. Sch.



Frevel

Es hat mir einmal ein alter, recht ernster und würdiger Pfarrer folgendes Geschichtchen anvertraut. Da er schon wenigstens 20 Jahre gestorben ist, glanbe ich es ohne Indiskretion und Vertrauensbruch erzählen zu können, zumal er mir es auch nicht verboten hat. „Ich war an einem schönen Julivormittag zur Zeit der Kornernte auf einer Filialkirche draußen und hatte nach gehaltener hl. Messe mehrere Krankenbesuche ge macht. Schon ziemlich ermüdet machte ich mich gegen 11 Uhr auf den Heimweg, wobei ich noch ein wenig Brevier betete, zumal ich noch gute Dreiviertelstunden bis in den Pfarrhof zu gehen hatte. Als ich etwa zwanzig Minuten gegangen war, da hörte ich hinter mir, aber immerhin etwas weiter entfernt, deutlich rufen: „I' möcht' beichten, he, he, he, he." Ich blieb stehen und schaute mich um; der Platz war ganz eben; kein Baum, kein Strauch, der ein Versteck hätte gewähren können. Ich sah gar niemanden. Schließlich glaubte ich an Selbsttäuschung und beruhigte mich mit dieser Annahme. Kaum mochte ich zwanzig Schritte gegangen sein, da schrie es hart neben mir, viel näher als vorher: „I' möcht' beichten, he, he, he, he." Die gleichen Worte, das gleiche widrige Gelächter, das mir durch Mark und Bein ging, wie vorhin. Ich erschrak derart, daß ich das Brevier zu Boden fallen ließ. Es riß mich förmlich herum; doch niemand stand vor mir, niemand neben mir, niemand hinter mir. Mir standen die Haare zu Berge und der erste Gedanke, der mir durch den Kopf fuhr, war: „In meiner Pfarrei muß etwas vorgefallen sein." Traurig, ja bestürzt ging ich heim, ohne noch eine weitere Stimme zu hören.

Als ich in das Pfarrhaus trat, sagte mir die Köchin: „Was fehlt Ihnen; Sie sind ja leichenblaß." — „Es ist mir nicht gut, gab ich zur Antwort, ohne ihr denVorfall zu erzählen. Ich setzte mich ins Speisezimmer; mit Mühe brachte ich ein paar Löffel Suppe hinunter. Das Speisezimmer lag hart an der Straße und da das Fenster offen stand, konnte ich leicht gesehen werden. Da stürmte ein Bauernwägelchen heran, und hielt vor dem Fenster. Ein junger Bursche saß droben und er schrie mir durchs Fenster zu: „Herr Pfarrer, schnell! Beim . . . bauern hat das Pferd einem Knecht das Gehirn eingeschlagen; der Bauer hat gesagt, Sie brauchen nicht weiß zu kommen; man kann mit ihm nichts machen." Ich stand eilends auf, nahm das heilige Öl und setzte mich aufs Wägelchen zum Burschen. Wir flogen im schnellsten Lauf dahin. Als wir etwa zehn Minuten gefahren waren, da kam uns ein anderer Knecht mit dem Fahrrad entgegen. „Herr Pfarrer; der Knecht ist schon gestorben." W

Ich fuhr aber denonch zum Bauern hin; ich konnte mich unglückten Knechtes, der etwa eine halbe Stunde zuvor eingetreten war, überzeugen. Ich betete ein ein paar Vaterunser, gab der Leiche Weihwasser und ging. Da trat der Bauer auf mich zu und ersuchte mich, ob er mich nicht begleiten dürfe; er müsse mir etwas sagen. „Herr Pfarrer! Sie haben doch gehört, wie im vergangenen Winter mehrere Burschen schon halb im Rausch beim Wirt in später Abendstunde „Beichten" gespielt haben. Da war auch mein erschlagener Knecht dabei; er machte den Beichtvater; er „absolvierte", gab saftigen Zuspruch, gab als Buße zwei, drei Maß Bier und noch schlimmere Dinge auf, während die übrigen Burschen ihm „beichteten" und die gröbsten Dinge ihm hinsagten. Die Gendarmerie wollte Anzeige machen; aber alle Burschen halfen zusammen und leugneten und so wurde die Voruntersuchung niedergeschlagen. Nun hat unser Herrgott gerichtet. Unser „Fuchs", ein frommes Roß, das noch nie geschlagen hat, schlägt heute, als der Knecht ihn anspannen wollte, aus und zerschmettert ihm die Hirnschale. O, ich kann nichts dazu! Noch möchte ich Ihnen etwas mitteilen. Unmittelbar vor dem Sterben hat er so eine Art Kreuz gemacht, als ob er den Segen geben wollte und hat etwas vom Beichten gesagt."

So weit der betrübte Bauer. Ich sagte nichts von dem, was mir vormittags begegnet, ich schwieg. Aber jetzt wußte ich, wer mir auf offenem Wege zweimal das „„i möchte beichten" zugerufen und das spöttische Lachen aufgeschlagen hat; es war der Sterbende.

Der Leser mag von dieser Geschichte halten was er will; er kann sie glauben oder nicht. So viel ist gewiß, daß Frevler gegen die hl. Sakramente schon oft auf recht merkwürdige und auffallende Weise geendet haben.

Auferstehung

Von Paul Keller

Peter Wenzel lehnte müde am Geländer der Brücke, unter welcher der Fluß donnernd dahinströmte. Der einsame Mann schaute hinunter in das brausende Frühlingsgewässer. Am Rande blühten schon die Dotterblumen, und die Weidenkätzchen ließen ihre Silberpelze von der Sonne wärmen. Kein Lüftchen rührte sich, und der Himmel war ganz blau. Es war alles über die Maßen friedlich.

Nur der Fluß nicht und auch nicht das Menschenkind. Das waren die Friedlosen, und daher drängte es sie zu einander. Der Mann stand schon seit Minuten da und überlegte, ob es nicht gut sei, dahinunter zu springen.

Aber dann hob sich sein Blick und glitt über die Wiesen hinüber nach dem Walde. Da schüttelte er den Kopf.

„Einmal muß ich erst heim, ... es kommt ja noch zurecht, ... und die werden das Geld brauchen. . . . ."

So ging er davon, und der Fluß lachte hinter ihm her. Aber auch der Himmel über ihm lachte ... freundlich, nicht hönisch.

Nach tausend Schritten, als er in den Wald trat, blieb er wieder stehen und lehnte sich an einen Baum. Das Laufen strengte ihn an. Seit zwei Jahren hatte er immerfort gesessen. Seit zwei Jahren hatte er keinen Wald mehr gesehen, keine freie Luft mehr geatmet, keiner Blume Duft mehr gerochen.

Nur Vögel hatte er zuweilen gesehen, wenn sie hoch im Luftmeer über dem Gefängnishof hinsegelten. Dann — das war das Bitterste gewesen! — dann hatte ihn furchtbares Heimweh gepackt; dann hat er schreien wollen, toben, um Gnade jammern — bloß frei sein, bloß dorthin können, wohin die Vögel flogen . . . nach dem Walde . . . nach Hause.

Zwei Jahre! Zwei ganze Jahre eingesperrt sein — das weiß keiner, was das ist, wenn er es nicht selbst erleben mußte. Zwei Jahre eingesperrt sein, das ist gräßlich, das ist eine Qual zum Sterben. Die schlimmsten Tage sind, wenn Weihnachten kommt oder Silvester oder Ostertag, und der Gefängnisgeistliche predigt, als wenn man ein Mensch wäre, und man ist doch kein Mensch. Und wenn man das Datum nicht mehr weiß, und man denkt daran, jetzt habe wohl der Vater oder die Mutter oder das Weib oder eines von den Kindern den Geburtstag. Das alles ist schlimm. Aber die bösesten zwei Tage sind der, an dem man hineinkommt, und der, an dem man herauskommt.

Peter Wenzel griff sich nach der Stirn. Der Waldduft machte ihn beinahe taumelig. Früher war er alle Tage im Walde. Bis zu dem Tage, da er den Aufseher niederschlug.

Der Aufseher! Er muß einen eisernen Schädel gehabt haben, sonst wäre er sicher mausetot gewesen. Aber er hatte es überstanden; er lebte, er saß ja auch im Gefängnis.

Was hatte der Gefängnisdirektor heute gesagt?

„Peter Wenzel, Ihr damaliger Aufseher ist wirklich ein Schuft gewesen, der seinen Herrn und noch mehr seine Leute betrog.

Osterlektion: „Brüder! Schafft den alten Sauerteig hinaus, damit ihr ein neuer Teig seid. Ihr seid ja ungesäuert; denn unser Osterlamm, Christus, ist bereits geschlachtet. Drum laßt uns sein Festmahl halten, nicht mit dem alten Sauerteig, dem Sauerteig der Bosheit und Schlechtigkeit, sondern mit dem ungesäuerten Brote der Lauterkeit und Wahrheit.

„Was erwarten wir denn für unsere Erdentage? Suchen wir uns selbst, unsere Bequemlichkeit, unsern Ruhm, unsern Trieb, unsern Genuß, unsere Macht, all jenes, das die Kluft zwischen Gott und Mensch weitet? Oder gehorchen wir der Stunde der Gnade und helfen dem Herrn das Kreuz tragen. Jetzt dürfen wir Ihm helfen."



Von Ihm kommt Trost, Verzeihen, Erlösung, Liebe.

Aber, Wenzel, wer darf seine Hand gegen seinen Mitmenschen heben? Das Leben des Menschen ist heilig. Nun, Wenzel, das letzte Jahr Ihrer Strafe ist Ihnen geschenkt worden. Machen Sie sich dieser Gnade würdig. Werden Sie ein braver Man, und meiden Sie den Schnaps!"

Schnaps! Er wußte nicht mehr, wie Schnaps schmeckte. Er hatte es vergessen, wie er vergessen hatte, wie's im Walde aussieht.

Wenn er nur nicht nach Hause müßte! . .

Sonst hatte er sich so gesehnt danach, und jetzt, da er heim sollte, fürchtete er sich.

Er mußte wieder vors Gericht. Vor das Gericht der Seinigen. Mit stillen, fragenden Augen würden sie ihn anschauen:

„Was hast du getan?"

Und die ganze Gemeinde würde zu Gericht sitzen; hundertmal würde die Anklage wieder erhoben, seine Schuld erzählt, vergrößert, besprochen werden von Mund zu Mund, und ein Verteidiger würde sich nicht finden.

Warum war er so furchtsam gewesen dort unten?

„Begnadigt!"

Er lachte, daß der stille Wald schallte. Heimkommmen ist gut, aber kein Ehrgefühl muß man haben, sonst geht sich's nach Hause wie in die Hölle.

Und doch mußte er heim! Er mußte sehen, wie alles war. Nicht ein einziges Mal hatte er Nachricht bekommen in diesen zwei langen Jahren. Vielleicht war sein Häuschen verkauft, und seine Leute waren fort in alle Welt.

Sein Weib hatte ihn wohl vergessen. Es würde ihr nicht schwer geworden sein.

Die Johanna! Was war sie für ein hübsches Mädchen, was war er einmal für ein schmucker Kerl! Damals als er Kürassier war und auf Urlaub kam. Aber dann? . . . Der Schnaps, der verfluchte Schnaps! Es war kein Wunder, wenn sie sich nun nicht mehr nach dem Säufer sehnte, der sie prügelte.

Er aber hatte sich nach ihr gesehnt . . . schwer, schwer nach ihr gesehnt, und die alte, tote Liebe war wieder in ihm lebendig geworden, wie sie war, als sie beide noch jung waren.

Am meisten aber hatte er sich nach dem Kinde gesehnt, nach dem kleinen Annchen. Die war sein Liebling: die hatte er nie geschlagen; die hatte sich auch vor ihm nicht gefürchtet. Jetzt würde sie schon 6 Jahre alt sein und zur Schule gehen. Wie niedlich das sein mußte, wenn das kleine flinke Ding eine Schultasche trug!

Sie würde sich freuen, sie . . . o ja! Ihr hatte er ja nie etwas zuleide getan . . . niemals. Sie würde sich freuen, daß der Vater

heimkam.

Der Junge freilich nicht; den hatte er auch sehr geprügelt. Der war also jetzt zehn Jahre alt.

Und es mußte ja noch ein drittes Kind da sein. Ob es ein Junge war oder ein Mädel? Und wie es wohl heißen mochte?

In seinen Gedanken war der Peter Wenzel rasch zugeschritten und stand unvermutet vor seinem Häuschen.

Es war Karsamstag, am späteren Nachmittag. Die Aprilsonne schien warm und vergoldete das Häuschen und küßte die Hyazinthen und gelben Narzissen im Gärtchen. Die Hütte lag einsam und still wie ein Frühlingstraum.

Peter Wenzel rührte sich nicht. Fest stützte er sich auf seinen Stock, und zwei Tränen quollen ihm langsam aus den Augen.

Da . . . das war die Heimat!

Wie ein Dieb schlich er näher. Durchs GartenTürlein trat er und schaute durchs Fenster. Ein schwerer Seufzer der Erleichterung entrang sich seiner Brust. Seine Leute wohnten noch da. Die alten Möbel standen drin, und der Junge Konrad, spielte mit einem kleinen Mädchen. Das war wohl das neue Kind.

Eine Weile stand der Mann still, dann ging er nach der Stube. Er nahm alle Kraft zusammen, ruhig zu scheinen.

„ Guten Tag!" sagte er leise und beklommen, als er eintrat. „Ist die Mutter da?"

Der Knabe sah verwundert auf.

„Nein, die Muter is in der Kirche. Es is Auferstehung. Was wollen Sie denn?"

Der Junge kannte ihn nicht mehr. Zwei Jahre sind eine lange Zeit, und früher trug Peter Wenzel einen schönen Bart und lange lockige Haare.

„Was wollen Sie denn?" wiederholte der Knabe, da der Mann fassungslos und mit bleichem Gesichte dastand.

„Ich . . . ich wollte bloß einmal . . . einmal fragen, wie's euch geht."

Konrad war sehr erstaunt.

„Wie's uns geht? Gut geht's uns!"

„Aber . . . aber ihr habt doch keinen Vater?"

Der Junge sah finster vor sich nieder.

„Wir brauchen keinen Vater!"

„Willst du nicht, daß er wiederkommt?"

Der kleine schüttelte heftig den Kopf.

„Es geht uns besser so. Da versauft er nicht alles, was die Mutter verdient, und er prügelt uns nicht! Es ist viel besser, seit er fort ist

Der fremde Mann hielt sich am Schranke fest und stierte den Knaben an. Endlich brachte er hervor:

„Aber deine Schwester die Annchen, die wird sich wohl auf den Vater freuen! Wo ist die?"

In diesem Augenblicke brach das kleine Kind in Weinen aus.

„Sei still Annchen, sei still. Gelt, du freust dich auch nicht auf den Vater? Du kennst ihn ja gar nicht."

Peter Wenzel riß die Augen auf.

„Das . . . das Kind da ist doch nicht die Annchen? Die muß

Rechenschaft

Das Gebot der Nächstenliebe
scheint im lauten Weltgetriebe
längst Vergangenes zu sein!
Böse Zungen schlagen Wunden,
die oft nimmermehr gesunden —
nur die Liebe könnt's allein!
All das müßte es nicht geben,
wenn man ernster nehm' das Leben
und das Herz nicht wär' aus Stein!
Wenn uns Gott zu sich beordert
und die Rechenschaft einst fordert,
wo wird unser Platz dann sein?
Wird er sagen: „Kommt, Gerechte,
die ihr Meine treuen Knechte, —
nun sollt ihr belohnet sein?"
Wird der Richtspruch uns begleiten:
„Seid verflucht für alle Zeiten, —
geht in die Verdammnis ein"?
Wo dir Böses will entschlüpfen,
hilf das Band der Liebe knüpfen, —
wirf nicht du den ersten Stein!
Wenn doch all die vielen andern
nur erleichterten das Wandern, —
müßte keiner traurig sein!

Friedl Strummer

doch größer sein!"

„Ja, die andere! Aber die is gestorben. Und da kam gerade das neue Kind, und da hat's die Mutter auch Annchen taufen lassen."

„Gestorben? Das Annchen gestorben? Das liebe, liebe Annchen gestorben? O mein Herrgott, mein lieber Herrgott!"

Und der starke Mann fing jäh an zu weinen. Das Kind schrie wieder auf, und der Knabe sah mit entsetzten Augen nach dem schluchzenden Manne. Eine Erkenntnis kam ihm, die ihm das Herz lähmte.

„Sie . . . Sie sind wohl gar der Vater . . . Ich fürchte mich vor Ihnen . . . Hilfe! Mutter! Hilfe!"

„Konrad, sei stille! Konrad, schrei doch nicht um Hilfe! Ich tu' euch nichts! Ich geh ja schon wieder! Siehst du, ich hab' schon die Klinke in der Hand. Hör doch auf zu schreien. Ich wollt' euch ja nur mal sehen."

Der Knabe hörte auf zu schreien, aber er schmiegte sich mit seiner Schwester furchtsam weinend an die Wand.

„Konrad, woran . . . woran ist denn die kleine Anna gestorben?"

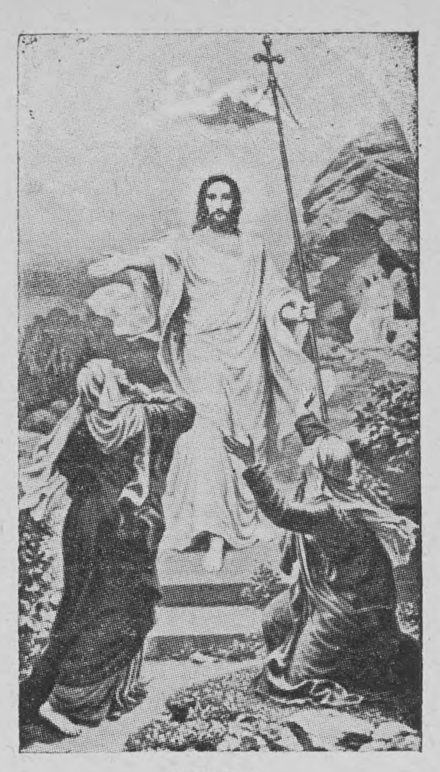
„An Diphtheritis! Gerade wie Sie . . . wie der Vater erst vierzehn Tage fort war. Und dann nach vier Wochen kam das neue Kind. Und das heißt wieder Anna."

„Habt ihr immer satt zu essen gehabt, Konrad?"

„O ja, es geht. Es geht besser als früher."

Der Knabe ließ von der bitteren Wahrheit nicht ab.

„Willst du nicht, daß ich hier bleibe, Konrad?"



Alleluja

Der sah scheu zu ihm auf und schüttelte den Kopf.

„Ich fürchte mich!"

„Und . . . was sagt die Mutter?"

„Ich weiß nicht . . . sie sagt gar nie etwas davon. Es geht ihr gut so."

„So werd' ich wieder gehen. . . Da, heb den Beutel auf . . . schließ ihn in die Komode . . . es ist Geld drin . . . gib es der Mutter . . . sie soll etwas für euch kaufen . . . und sag, ich lass' sie grüßen. — Annele, gib mir einmal die Hand."

Furchtsam legte das Kind die kleine Patschhand in die Rechte des Mannes. Der bückte sich zärtlich zu dem Kinde und küßte es auf die blonden Haare. Dann preßte er die Hand auf die Augen und ging aus der Stube.

Draußen, mitten auf dem Waldweg, stand er steif und still. Aus der Heimat vertrieben, ausgestoßen, verurteilt durch den Mund des eigenen Kindes! Und er konnte nicht widersprechen, denn der Knabe hate recht.

Wohin nun, wohin? O, wäre er im Zuchthause, in der engen, vergitterten Zelle! Es wäre besser als hier im freien Heimatswalde.

Tief unten sang lockend der Fluß ein böses Lied. Und er lauschte schon hinunter mit unheimlichen, glühenden Augen.

Doch da drang ein besseres Singen an sein Ohr; Menschenstimmen sangen im Tale:

„Triumph, der Tod ist überwunden! Alleluja!"

Stumpf sank der Arme auf einen Stein am Wegrande. Dort unten waren frohe, erlöste Menschen; für ihn war der Sieg nicht gekommen; er stand mitten in Nacht und Tod.

Doch die Christengemeinde unten sang weiter, und dem Einsamen wurde ein wenig leichter.

Ein Weg tat sich auf in der Nacht; er faßte einen Plan für die Zukunft. Nach der großen Stadt wollte er auswandern, arbeiten und was er verdiente, seinen Leuten schicken. Dann brauchten sie nicht zu hungern und sich auch nicht zu fürchten.

Was sollte er auch hier? Anna, sein Liebling, der einzige Mensch auf Erden, dem er nichts zuleide getan hatte, war tot. Gestorben, vierzehn Tage, nachdem er fort war.

Und da stützte er das Haupt auf beide Hände und hält eine späte Gedächnis- und Totenfeier für sein Kind.

Es wird ihn niemand stören;

die Frau ist unten in der Kirche, die Andacht ist noch lange nicht aus.

Und er will ein wenig rasten. Er ist müde. Konrad hat ihm keinen Stuhl angeboten.

Nur ein wenig rasten! Dann geht er !

„Peter! Peter!"

Da steht sein Weib vor ihm.

Er springt empor und starrt sie an.

„Peter, wo kommst du her? — Deine Zeit ist nicht um! — Bist du —bist du fortgelaufen?"

„Ich bin begnadigt — vom Kaiser — ich hab' den Schein in der Tasche."

„Begnadigt! — Peter!"

Und sie fliegt auf ihn zu und will ihn umarmen. Aber er rührt sich nicht.

„Ich geh' wieder fort, Johanna!"

„Du gehst fort? Wohin — wohin gehst du?"

„Ich weiß nicht. Ihr fürchtet euch ja doch vor mir. Ihr wollt nicht, daß ich wieder heimkomme! Der Konrad sagt —"

„Der Konrad — warst du zu Hause?"

„Ja, und nun will ich fort — was ich ersparen kann, werd' ich euch schicken! Der Konrad sagt, es geht euch besser ohne mich."

„Nein, Peter, du gehst nicht! Du gehst nicht einen Tag! Du gehörst zu uns. Du bleist hier, Peter! Es ist nicht wahr, daß es uns ohne dich besser geht; es ist nicht wahr!"

Sie klammert sich leidenschaftlich fest an ihn.

„Fürchtest du dich nicht Johanna?"

„Und wenn du mich wieder prügeltest — du mußt hier bleiben." — —

„Johanna, ich trinke keinen Schnaps mehr! Und ich schlage niemanden mehr. Mich hat Gott geschlagen!"

Sie hält ihn umschlossen und schaut zu ihm auf. Da sieht sie wieder jung aus, eine feine, warme Schönheit ruht auf ihr. Nach zwei langen Jahren küßt den Sträfling wieder ein weicher Mund.

Sie spricht zu ihm: nichts Trübes, keine Klage — nein, nur von der Zukunft und wie alles gut werden könne. Und sie preist das Schicksal, daß eine Frau in der Kirche ihr zugeflüstert, sie habe den Peter nach Hause gehen sehen, so daß sie ihn doch noch treffen konnte. Sie hätte es nicht ertragen, wenn er gegangen wäre.

Und im Tale singen die Leute: **Te Deum laudamus!**

Morgen ist Ostern.

Zuletzt ein Kreuz

Ich hab' mein Tagewerk vollbracht
Und deinen Willen, Herr, getan:
Ich ging zu dir durch dunkle Nacht,
An deinen Toren klopf' ich an.
Ein Bettler. Meine Hand ist leer —
Ich hab gesät, doch nicht gepflückt.
Und deine Hand ist stark und schwer,
Und deiner Rache Schwert gezückt.
Leer meine Hand? — Ein Kreuzlein drin
Das mir die Mutter sterbend gab!
Mein Herz, das war doch stets dein Sinn:
Zuletzt ein Kreuz! Ein Kreuz aufs Grab.
Ein Kreuz, das an die Pforte pocht,
Die keiner schließt, die keiner sprengt,
Ein Kreuz, das den verglimmten Docht
Aus seinen Liebeswunden tränkt.
Drum, meine Seele, sei nur still,
Und bringst du nichts zu jener Tür,
Als nur deinKreuz, wie Gott es will —
Poch an! — Dein Heiland tritt herfür.

Von Franz Eichert

„Der Herr hat den großen Wurf getan nach den Herzen der Menschen. Er will allen aufs neue begegnen. Er will auch in die zugemauerten Herzen hinabsteigen. Selbst kalten Verächtern will Er noch einmal ins Auge schauen. Die Stunde des Gerichtes ist die Stunde der letzten und großen Gnade."

(Aus: „Vermächtnis der Jugend"—von einem deutschen Soldaten)

• • •

Der Mensch belügt sich so oft, daß es uns nicht wundern darf, wenn er zur Abwechselung auch einmal andere belügt.

Wir bitten um Brot!

„Unser tägliches Brot gib uns heute!" Das ist die Bitte, die uns Christus gelehrt hat, an den Vater im Himmel zu richten. Täglich erheben wir sie. Im Frühling aber, wenn die Natur neu belebt wird, will die Kirche uns hinausführen in die österliche prangende Natur, wo alles zu blühen und zu sprießen beginnt. Mitten auf dem Feld, wo wir arbeiten, wo die Schweißtropfen zur Erde sinken, heißt uns die heilige Kirche das große Gebet der Gemeinschaft zum blauen Himmel emporsendn.

Wir bitten am Markustag ums tägliche Brot, um den Segen überFeld und Flur und Berg.

Diese Prozession hat eine alte Geschichte. Sie wurde die

große Bittprozession

genannt. Wir lesen aus alten Schriften, daß zum Beispiel in Rom schon zur Zeit des Papstes Gregor des Großen eine große Menge Volkes sich ansammelte und in langer Prozession um die alte Stadt herumging, bittend und singend, um dann im alten Petersdom die Andacht mit einem Bittamt zu beenden. Nachher wurde von den Päpsten, die selber teilnahmen, an das versammelte Volk zum Zeichen des Segens Geld verteilt. Ihren Ursprung hatte diese Prozession noch früher. Die Christen wollten nämlich am selben Tag, an dem sonst die Heiden zu ihrem Flurgott um Abwendung des Kornbrandes einen Umgang veranstalteten, im Namen Jesu zum wahren Vater im Himmel beten.

Da aber am selben Tag (am 25. April) gerade auch das Fest des Apostelschülers Markus war, wurde auch sein Heiligtum, die St. Markuskirche in Pallacinis, einbezogen.

Der hl. Markus, der uns als Vermächtnis der Predigten des hl. Paulus, den er auf seinen Missionsreisen begleitete, das hl. Evangelium geschrieben hat und später der Begründer der Kirche von Alexandrien und Ägypten geworden ist, wird so mit dieser großen Prozession inVerbindung gebracht.

Die Prozession hat aber auch eine lebendige Bedeutung. Der Christ weiß sich in der göttlichen Vorsehung geborgen. Er weiß, daß Gottes Geist die Fruchtbarkeit der Erde gewährt, daß wir uns aber stets durch Gebet und Einordnung in den Willen Gottes würdig erweisen müssen, der Segensfülle des Vaters. Der Materialist kennt nur seineArbeit, seinen Samen und seinen Dünger. Er steht vor den Naturereignissen und Witterungen letzten Endes ohnmächtig, wenn er auch noch soviel einzudringen vermag in die Geschehnisse des Werdens, Wachsens und Reifens des natürlichen Lebens.

Der Christ aber weiß nicht nur zu arbeiten er weiß auch zu vertrauen und zu beten. Er betet nicht so, als ob ihm jeder Wunsch erfüllt würde, er vertraut sich vielmehr der Allmacht und Güte Gottes an.

Wir klagen wegen der ungünstigen Witterung, die im Frühjahr aus weiten Gebieten des Erdkreises gemeldet wird, Wind und Sandstürme bringen große Schäden, die Trockenheit bereitet große Gefahren für das Wachstum. Wir empfehlen unsere Anliegen ums tägliche Brot dem Herrn, der die Lilien kleidet. Wir können aber auch sagen: Der Wille des Herrn geschehe!

Unsere Prozession ist ein öffentliches Bekenntnis zum Glauben an die heilige Vorsehung. Es kommt uns aus dem Herzen, wenn wir singen:

Jeden Tag, ja jeden Morgen
kannst du alle wohl versorgen,
Du bist unermeßlich reich,
nichts ist Deiner Güte gleich.
Höre gnädig uns're Bitten,
wende ab von unsern Hütten
Krankheit, Krieg und Hungersnot,
gib uns unser täglich Brot!

Herr, laß uns in den Kümmernissen
des Tages nicht verloren geh'n.
Daß wir nicht dann verderben müssen,
Wenn einst die größeren Stürme weh'n.
Halt unser Herz den großen Dingen
Und unsern Mut dem Kampf bereit,
Gib unserm Glauben das Gelingen
Und unserer Liebe ihre Zeit!
Wir wollen nicht in Niederungen
Des kleinen Lebens uns vertun,
Erst, wenn das große Werk gelungen,
Laß uns dereinst in Frieden ruh'n!

Georg Hering

Fest der Seele

In seinem Buch, „Mein Leben als Entdecker", schildert Sven Hedin ein Neujahrsfest, dem er in Taschi-lunpo, dem berühmten tibetanischen Kloster, beiwohnen durfte. Bei dem Feste wurde im Hof des Klosters ein Feuer angezündet. Über das Feuer wurde ein großes Stück Papier gehalten, auf dem alles Böse des vergangenen Jahres aufgezeichnet war, das man loszuwerden wünschte. Ein Lomo trat heran, mit einer Schale in der Hand, und sprach Gebete und machte Zeichen deren Sinn der Europäer allerdings nicht verstand. Dann schüttete der Lama den Inhalt der Schale, ein leicht brennbares Pulver, in die Flammen. Als das Feuer nun aufloderte und das Papier verbrannte und damit nach der Meinung der Tibetaner all das Böse des verflossenen Jahres vernichtete, da entstand unter allen Zuschauern ein ungeheurer Jubel.

Wie groß ist die Sehnsucht der Menschen, auch der Heiden, frei zu sein von dem Übel! Wie jubeln die Herzen bei dem Gedanken, dem Übel seine Macht nehmen, es vernichten zu können! Freilich hat eine von Menschen ersonnene Zeremonie, mag sie auch sinnreich sein, nicht die Kraft, das Übel zu vernichten, wie man ein Stück Papier durch Feuer vernichtet. Aber wir Christen kennen ein Mittel, unsere Seelen von dem Übel der Sünden zu befreien, die Sünden zu vernichten; dieses Mittel ist nicht etwa bloß eine sinnreiche Zeremonie, die von Menschen ersonnen ist, es ist das Sakrament der Buße, das von Christus eingesetzt ist und von Gott seine Kraft hat. Wenn am dritten Sonntag der Fastenzeit im Evangelium berichtet wird, wie Jesus einen Teufel austrieb, der stumm war, da erinnert sich mancher Christ, der vielleicht ein ganzes Jahr hindurch die Last der Sünde stumm getragen hat, an das Gebot seiner Kirche: wenigstens einmal im Jahre mußt du doch deine Sünden beichten und deine Seele von dem Übel befreien; wenigstens einmal im Jahre, und zwar jetzt zur österlichen Zeit, in der Zeit zwischen dem ersten Fasten Sonntag und dem ersten Sonntag nach Pfingsten, mußt du doch deinen Heiland in der heiligen Kommunion empfangen!

Wenigstens einmel im Jahre muß doch auch der in die Geschäfte der Welt und in die Sorgen des Lebens verstrickte Christ sich der Verbindung mit seinem Gott wieder versichern; denn jeden Augenblick muß er gewärtig sein, daß er zur Rechenschaft vor seinem Schöpfer und Richter erscheinen muß. Auch wer schon viele Jahre gelebt hat und wie kugelfest mitten durch alle Gefahren gegangen ist, dem ist nicht garantiert, daß nicht heute oder morgen ein unvorhergesehener Unglücksfall ihn aus dem Leben reißt. Ein Seelsorger in einem Industriegebiet erzählt, daß er alljährlich um die österliche Zeit einen jungen leichsinnigen Bergmann an seine Pficht ermahnte, zur hl. Beichte zu gehen; aber Jahr um Jahr vergeblich. Einmal sagte der Geistliche zu ihm, er möge doch bedenken, daß Gott selbst ihn durch die Stimme seines Seelsorgers rufe, und er möge doch nicht vergessen, wie oft es vorkomme, daß ein Bergmann morgens gesund einfahre, aber abends tot heraufgebracht werde; auch ihn könne dieses Los einmal treffen. Doch der Leichtfuß zeigte nur lachend die Zähne und sprach: „Haben Sie nur keine Angst um mich; mir wird das nicht passieren." Kurze Zeit nach dieser Unterredung zog die Familie fort und mit ihr der junge Bergmann. Nach einigen Monaten traf der Geistliche zufällig dessen Schwester. Er fragte: „Wie geht es Ihrem Bruder?" „Meinem Bruder? Ja, wissen Sie es denn nicht? Er ist doch tot!" „Tot! Ja, wie denn, gestorben an einer Krankheit? Doch nicht verunglückt?" „Ja, verunglückt." Und das Mädchen, das früher schon unter dem Leichtsinn ihres Bruders sehr gelitten hatte, erzählte tieftraurig, daß sie damals nach Radbod zogen, wo ihr Bruder Arbeit gefunden hatte. Als er zu seiner ersten Schicht eingefahren war, geschah das große Zechenunglück, das dreihundert Bergleuten das Leben kos-

---

Gott allein genügt und sonst niemand und nichts. Gott aber genügt auch, wenn du Ihn allein hast und sonst niemand und an den Freuden der Welt nichts hast. Bei Gott ist unsere Erholung. Bist du, wo Gott ist, dann bist du, wohin es dich zog, und wenn's in die Wüste wäre und du allein dort wärest.

Joseph Kühnel

tete; ihr Bruder war unter den Toten. — Oft und oft in seinem Leben war er in die Grube gefahren und heil wieder heraufgekommen. Daraus hatte er sich die falsche und gefährliche Überzeugung gebildet, er sei gegen alle Gefahren gefeit. Aber was neunhundert-neunundneunzigmal gut abgelaufen ist, das kann das tausendstemal schlimm ausgehen. Es gibt keine Sicherheit vor irdischem Unglück. Und vor dem ewigen Verderben gibt es nur eine Sicherheit: ein reines Gewissen, eine sündenlose Seele.

Darum kann es für dich, mein christlicher Leser, dem die Unsicherheit des Lebens und die Pflicht, dein Seelenheil zu sichern, in diesen Minuten wieder deutlich bewußt geworden ist, kein Zögern und Überlegen mehr geben, sondern nur den beherzten Entschluß: Ich will sofort meine Osterpflicht erfüllen und eine ehrliche, reumütige Beichte ablegen allen Hemmnissen, die ich fühle, und allen Opfern, die es mich kostete, zum trotz! Die Osterbeichte ist für viele wie ein Neujahrsfest der Seele: Alles, was im Laufe eines Jahres hinsichtlich der Ewigkeit verkehrt geraten ist, wird mit Gottes Gnade wieder in Ordnung gebracht und die von dem Übel befreite Seele fühlt sich wie neugeboren; ein Jubel ist in der Seele, viel tiefer und begründeter als der Jubel im Klosterhof zu Taschi-lunpo am tibetanischen Neujahrfest.

Freilich sollte für die bisher Lauen zu den Vorsätzen, die ihr Leben in Zukunft anders gestalten sollen als in der Vergangenheit, auch das gehören, mit dem Empfang des Bußsakramentes nicht wieder ein Jahr zu warten. Für die Seele ist nicht bloß einmal Neujahr, so oft die Erde bei ihrer Bahn den Wendekreis des Steinbocks passiert hat und sich wieder der Sonne zukehrt; die Seele ist in ein anderes Sonnensystem eingespannt: ihr leuchtet die Sonne der Gnade. Sie feiert Neujahr, so oft sie sich neu ihrem Gott zuwendet und ein neues Leben beginnt, indem sie im Bußsakrament ihre Sünden tilgt und mit neuem Eifer ihrem Schöpfer dient und sich ihrem Heil widmet. So vermehrt uns Gott die Zahl unserer Jahre. Es ist vor Gott und für unser ewiges Schicksal nicht von Belang, wieviele Erdenjahre unser Leben dauert, entscheidend ist, daß wir die Jahre und alle Tage, die uns zugeteilt, zur Ehre Gottes verwenden. In einer Kirche zu Capovacan in Peru befindet sich eine kostbare Lampe mit 365 Leuchtern. Warum mag der reiche Kaufmann, der sie stiftete, gerade diese Zahl gewählt haben? Ich sehe in der Lampe ein Sinbild das uns mahnt: Jeder deiner Tage soll ein Opfer vor Gott sein!

Salve Regina

**Könnte mein Lied eine Kerze sein,
Maria, vor deinen Altären, —
zur Abendzeit mit lindem Schein,
o Mutter Maria, du liebe Frau,
dein Antlitz zu verklären.
Mond und Sterne gingen auf
mit ihrem weißen Lichte.
Die schauten hinab, die Berge hinauf,
o Mutter Maria du liebe Frau,
nach deinem Angesichte.
Und wäre die laute Welt zur Ruh,
das Licht begänne zu klingen,
Der Mond und die Sterne, die Kerze dazu,
dir, Mutter Maria, der lieben Frau,
das Salve Regina zu singen.**

Gott kann nie anders als allheilig, allgerecht, allweise, allgütig handeln.

• • •

Wer nicht anders kann als Gott lieben mit allen seinen Kräften, wem alles andere außer Gott nicht genug ist und Gott allein genügt, der ist unfrei und frei zugleich.

Joseph Kühnel

• • •

Unsere Arbeit hat nur soviel Wert, als sie uns heilig ist.

Joseph Kühnel

Rosa von Tannenburg

Nach Christoph von Schmid

neu erzählt von

Eduard Drexl

Fortsetzung

Rosa befahl sich mit einem vertrauensvollen Blicke zum Himmel dem Schutze Gottes und stieg in den Eimer. Ein Schauder nach dem ander überlief sie, als sie immer tiefer und tiefer hinabsank, die feuchte, kalte Luft des Brunnens sie anwehte, die Sonne zu erlöschen schien und es immer dunkler um sie wurde. Endlich kam sie dem jammernden Knaben nahe. Sie schrie ans der Tiefe herauf: „Halt!“ Der Eimer stand. Sie bemühte sich nun, den Knaben in ihre Arme zu fassen und ihn von dem Haken loszumachen. Allein das war sehr schwer und höchst gefährlich. Sie konnte nicht beide Arme ganz frei gebrauchen, weil sie, um nicht selbst in den Abgrund zu stürzen, die Kette umschlungen halten mußte.

Es wollte nicht gehen. Eine unbeschreibliche Angst überfiel sie. Sie flehte aus der schauerlichen, dunklen Tiefe mit inbrünstigen Seufzern zu Gott, er wolle sie in dieser äußersten Not nicht verlassen. Endlich gelang es! Sie nahm den Knaben auf den Arm und er schlang beide Händchen fest um ihren Hals. Rosa schrie nun: „Auf, zieh auf!“

Mit Freuden spürte Thekla das vermehrte Gewicht des Eimers und wand ihn hurtig auf.

Die kranke Mutter des Knaben war auf das Jammergeschrei im Schloßhofe an das Fenster gekommen. Mit einem Schrecken, der sie gleich einem Blitze traf, hörte sie von den jammernden Kindern die Worte: „Eberhard ist in den Brunnen gefallen.“

Die arme Frau hielt sich an dem Fenstergesimse fest — ihre Knie wankten — ihre Hände zitterten — sie konnte nicht von der Stelle. Es war ihr, als wollte das Klopfen ihres Herzens ihr die Brust zerreißen.

Thekla rief ihr zu, Eberhard sei hängen geblieben; des Torwärters Dienstmädchen suche ihn heraufzuholen. Da regte sich ein schwaches Fünklein von Hoffnung in dem Herzen der Mutter. Sie fing an zu beten. Die Stimme versagte ihr; aber aus allen Tiefen ihres Herzens flehte sie zu Gott um Rettung ihres erstgeborenen. ihres einzigen Sohnes. Unverwandt waren ihre Augen auf den Brunnen gerichtet. Endlich kam Rosa mit dem Knaben zum Vorschein. Als der Eimer weit genug heraufgewunden war und Rosa mit dem Kinde inmitten der steinernen Einfassung über dem Abgrunde schwebte, befestigte Thekla das Rad. Hierauf trat sie an den Rand des Brunnens, zog den Eimer mit dem dazu bestimmten Haken zu sich herüber und wollte den Knaben in ihre Arme fassen. Allein es fehlte dem schwächlichen und noch immer zitternden und bebenden Mädchen an Kraft und Gewandtheit, zu gleicher Zeit den Eimer festzuhalten und den Knaben aus Rosas Armen zu nehmen. Sie bemühte sich lange vergebens. Das war für die Mutter ein schrecklicher Anblick! Jeden Augenblick glaubte sie, alle drei würden in den Abgrund stürzen.

Rosa sah, daß es so nicht gelingen werde, und wollte nun den Knaben Thekla hinüber reichen. Die Mutter am Fenster konnte es gar nicht mehr ansehen;es war ihr dunkel vor den Augen. Sie versuchte, so laut es ihre schwachen Kräfte erlaubten, zu rufen:

„O, nicht so, nicht so! Haltet ein!“

Rosa vernahm die Worte nicht; allein sie hatte selbst bemerkt, daß sie so zu keinem guten Ziele käme,

Sie hielt sich still und sann auf einen guten Einfall.

„Thekla sprach sie nach einer kleinen Weile, „stoße mit den Haken den. Eimer sanft an, daß er

in der weiten Öffnung des Brunnens hin und her schwebe."

Thekla gehorchte, ohne zu wissen, wozu dies helfen solle.

„Jetzt," rief Rosa und lächelte der bebenden Thekla Mut zu, „jetzt, wenn dir der Eimer nahe kommen wird, so fasse das Kind schnell und kräftig in beide Arme. Warte aber noch, bis ich es dir sagen werde! — — — Sieh'=—=jetzt — jetzt!"

Thekla nahm mit leichter Mühe den Knaben in die Arme und setzte ihn auf die Erde.

Nun bot sie Rosa die Hand, ihr heraus zuhelfen.

Allein Rosa sagte: „Stoße lieber den Eimer so an, daß er sich der Säule nähern muß."

Thekla tat es und als der schwebende Eimer der Säule nahe genug kam, umklammerte sie Rosa, trat auf die Einfassung des Brunnens und sprang herab auf den Erdboden. O, wie froh war sie wieder den festen Boden unter ihren Füßen fühlte; wie freute sie sich des hellen Sonnenlichtes und des blauen Himmels!

„Guter Gott, dir sei Dank!" war ihr erster Gedanke.

„Wie wird sich mein Vater freuen, wie zufrieden wird er mit seiner Rosa sein!" war der zweite.

Sie eilte, ihm sogleich die Freudennachricht von der glücklichen Rettung des Kindes zu bringen. Er umarmte sie mit Tränen der süßesten Freude.

„Du hast den schönsten Sieg erkämpft," sagte er, „du hast dich selbst überwunden und dem Feinde Gutes getan! Du hast eine bessere Heldentat vollbracht als der kühnste Ritter, der den mächtigsten Feind tot zur Erde hinstreckt; du hast ein Menschenleben gerettet!"

Fünfzehntes Kapitel.

Rosas edelmütige Gesinnungen.

Indessen hatte Thekla den geretteten Knaben der Mutter gebracht. Die Mutter fühlte in diesem Augenbicke ihre Krankheit nicht mehr. stürzte auf ihn zu, umfaßte ihn mit beiden Armen, benetzte ihn mit Freudentränen und fragte ihn hundermal, ob ihm nichts weh tue. Er war unversehrt; nur sah er von Angst und Schrecken noch sehr bleich aus. Sie fiel, indem sie ihren innigst geliebten Eberhard in den Armen hielt, auf die Knie und rief weinend: „Du, o Gott, hast ihn mir wiedergeschenkt; dir will ich ihn erziehen!"

Sie stand wieder auf, setzte sich erschöpft auf das Bett, nahm den Knaben auf ihren Schoß und sagte: „Du böses Kind, welchen Schrecken hast du mir durch deinen Leichtsinn gemacht! Wie oft habe ich dich vor solch gefährlichen Dingen gewarnt! Wie oft habe ich dir gesagt, nicht zu dem Brunnen hinzugehen, von den Pferden wegzubleiben, nicht auf die Bäume zu klettern! Sieh', bald hätte dich dein Ungehorsam um das Leben gebracht. Was hätte dein Vater gesagt, wenn ich dich so verloren hätte! O, sei doch von nun an gehorsam! Wie durch ein Wunder bist du mir wiedergeschenkt!"

„Der Engel, der dich rettete, ist das arme Köhlermädchen!" sprach sie um sich blickend. „Wo ist das gute Kind? Geh', Thekla, suche es — eile — laß sie herbeikommen, daß ich ihr danke. Diese Tat soll ihr nicht unbelohnt bleiben."

Thekla eilte in die Torstube. Rosa saß schon wieder an dem Bette des kranken Mädchens und strickte.

„Komm'," rief Thekla, „du sollst einen Augenblick herauf zur gnädigen Frau! Freue dich, du bekommst gewiß ein gutes Trinkgeld."

Was Thekla vom Trinkgeld sagte, hatte Rosas feines Gefühl beleidigt. Sie hatte keine Lust mitzugehen; sie wollte keinen Lohn. Indessen dachte sie, so wäre es unfreundlich und könnte die erfreute Mutter betrüben. Sie ging also mit Thekla.

Bescheiden trat Rosa in das Zimmer. Die gnädige Frau, die neben dem schlummernden Knaben auf dem Bette saß, eilte ihr mit offenen Armen entgegen; sie dachte nicht ihres Ranges und schloß das dürftig in Zwilch und rauhe Wolle gekleidete Mädchen zärtlich in ihre Arme.

„O, meine Tochter," sagte sie, „welch großen Dank bin ich dir schuldig! Welch unendlichen Jammer hast du von mir abgewendet! Welch unaussprechliche Freude hast du mir gemacht! Ohne dich läge der Knabe kalt und tot in dem Abgrunde jenes Brunnens. Du hast mein Kind dem Tode entrissen. und es mir wiedergeschenkt; von nun an sollst du gehalten sein wie eines meiner Kinder und in mir eine wahre Mutter finden. Bleibe auf immer bei mir."

„Dich aber," sprach sie zu Thekla gewandet, mit Ernst, aber dennoch ohne alle Aufwallung von Zorn, „dich kann ich ferner nicht mehr in meinem Dienste behalten. Du hast die Pflicht, die Kinder nie aus den Augen zu lassen, schlecht erfüllt. Du wärest aus einer Kinderwärterin bald eine Kindsmörderin geworden. Ich werde dir heute noch deinen

Lohn auszahlen lassen und morgen verläßt du dieses Schloß."

Thekla weinte und schluchzte und bat um Verzeihung und Gnade. Sie fiel auf ihr Knie; sie sagte, daß sie als Waise nicht wisse wohin.

Allein die Frau sprach: „Ich kann mich nicht mehr auf dich verlassen. Es fällt mir schwer dich fortzuschicken; aber ich kann dir zu Gefallen meine Kinder nicht einer beständigen Todesgefahr aussetzen. Geh' also — und betrage dich in deinem künftigen Dienste vernünftigr."

Rosa sprach: „Erlaubt mir, gnädig Frau, ein Wort für Thekla zu sprechen, und nehmt meine Freimütigkeit nicht ungütig auf!

Es ist wahr, Thekla hat einen großen Fehler begangen. Ihr Leichtsinn hat eurem Mutterherzen eine Todesangst verursacht und hätte eurem Sohne bald das Leben gekostet. Allein Thekla, die das leider nicht zuvor bedachte, wird sich diese schreckliche Begebenheit zur Warnung sein lassen und gewiß in ihrem Leben nicht mehr so leichtsinnig handeln.

Und — hat denn Thekla nur gefehlt? Hat sie sich nicht redlich bemüht, ihren Fehler wieder gutzumachen? Hat sie nicht treulich mitgeholfen, ja — wie ihr selbst gesehen — wohl gar ihr Leben daran gewagt, euren Sohn zu retten? Und soll nun nur ihres Fehlers gedacht werden und von ihrer treuen Hilfe gar keine Rede sein? Wollet ihr sie ohne Erbarmen verstoßen und sie weinend von hier scheiden lassen?

Ach, wie haben Thekla und ich uns über die glückliche Rettung des Kindes gefreut und mit euch Freudentränen vergossen! Wollet ihr, die Glücklichste von uns, gerade die sein, die heute durch Unerbittlichkeit einen Menschen unglücklich macht? Könntet ihr, ehe noch die Freudentränen auf euren Wangen vertrocknet sind, Tränen des bittersten Schmerzes verursachen?

Nimmer dürfte ich die mir angebotene Stelle annehmen. Ich würde mich vor der Sünde fürchten, ein armes Dienstmädchen aus ihrer Stelle zu verdrängen und mein Glück auf fremdes Unglück zu bauen."

Die Frau sah das vermeintliche Köhlermädchen mit großen Augen an.

„In der Tat," sagte sie. „ ich weiß nicht, soll ich deinen Heldenmut oder deine edelmütigen Gesinnungen mehr bewundern! Wer könnte einer solchen Fürbitterin widerstehen? Thekla soll ihre Stelle nicht verlieren; aber du mußt dennoch bei mir bleiben. Ich lasse dich nicht mehr von mir — wunderbares Mädchen. Dich gebührend zu belohnen, sehe ich mich jetz außerstande, da mein Gemahl weit entfernt ist und ich gleich einer armen Gefangenen in dieses Schloß eingespert bin. Indes gib deinen Dienst bei der Torwärterin auf und sei meine Tochter, meine Gesellschafterin, meine Freundin. Ich lasse dich sogleich neu kleiden; du bist zu etwas Besserem geboren als zu dem Stande der Dienstbarkeit."

Rosa wurde von dem Betragen der sanften, freundlichen Frau, die ihr so liebreich begegnete und die auch der reuigen Thekla so großmütig verzieh, innig gerührt und wäre gerne bei ihr geblieben. Allin sie gedachte ihres Vaters, zu dem sie dann nicht mehr so oft hätte kommen können und den man dann fremden Händen übergeben hätte. Das Geheimnis, daß sie Edelberts Tochter sei, zu entdecken, trug sie Bedenken. Sie wollte zuvor ihren Vater um Rat fragen. Sie sagte daher:

„Verzeiht mir, daß ich auch dieses Anerbieten nicht annehmen kann. Ich erkenne eure Güte mit herzlichem Dank an; aber ich bin mit meinem Dienste so zufrieden, daß ich mich nach keiner anderen Stelle sehne. Der Stand adelt den Menschen ja nicht, sondern die Art, wie er die Pflichten seines Standes erfüllt und dessen Beschwerden erträgt. Ich habe als Dienstmädchen des Kerkermeisters Gelegenheit, den Gefangenen manche Wohltat zu erweisen. Ich bin glücklich. Macht mich also durch eure Güte nicht unglücklich."

„Sonderbares Kind!" sagte die Frau; „ich begreife dich nicht. Deine Reden von deinem Glücke in der dunklen Torstube und von dem Unglücke hier bei mir kommen mir seltsam vor. Ist denn gar nichts in deiner Macht, womit ich dir dienen kann? Verlang was du willst und ich verspreche dir bei meiner Ehre, es soll dir — wenn es anders möglich ist — gewährt sein."

„Nun denn," sagte Rosa, „so nehme ich euch beim Worte. Gebt mir, solang ich es notwendig finden werde, Bedenkzeit, um was ich euch bitten solle. Ich denke, die Zeit wird nicht ausbleiben, da ihr mir zu einem großen Glücke verhelfen könnt. Indessen laßt mich in meiner glücklichen Dunkelheit. Doch — verzeiht, daß ich jetzt gehe; ich darf das kranke Kind der Torwärterin nicht länger allein lassen."

Sie verneigte sich gegen die edle Frau und ging eilends zur Tür hinaus.

Sechzehntes Kapitel.

Rosas adelige Abkunft wird entdeckt.

Frau Hildegard von Fichtenburg, Kunerichs Gemahlin, zeichnete sich durch ihr edles Herz ebenso sehr aus als durch ihren Verstand. Sie wußte Rosas Edelsinn zu schätzen; sie fühlte das innigste Wohlwollen für sie und wünschte sie glücklich zu sehen; allein sie konnte aus ihrem Betragen nicht klug werden. Sie glaubte nicht ohne Grund in ihrem ganzen Wesen etwas Geheimnisvolles zu finden.

„Wie kam dieses arme Köhlermädchen zu diesen Gesinnungen," sagte sie, „und zu der Art, sie auszudrücken? Wo nimmt sie diesen Anstand her, mit dem sie in das Zimmer trat und der in ihrem ganzem Benehmen sichtbar ist? Sie war so wenig verlegen, mit mir zu reden, als wäre sie von jeher mit dem Adel umgegangen, als hätte sie die sorgfältigste Erziehung genossen! In der Tat, das alles befremdet mich fast noch mehr, als ich ihren Heldenmut, ihre Besonnenheit und ihre Geistesgegenwart bewundern muß. — Und was kann wohl die Ursache sein, daß sie nicht beständig um mich sein mag, da sie es bei mir doch viel besser hätte? Da muß etwas Besonderes dahinterstecken. Sollte sie unerlaubte Wege gehen? Sollte es ein Geheimnis sein, über dessen Entdeckung sie erröten müßte? Ich glaube nicht. Indes muß ich sie näher beobachten."

Sie gab vorerst dem alten Burgvogte den Auftrag, auf alle Tritte und Schritte Rosas wohl achtzuhaben. Der Mann tat es und er hatte nichts als lauter lobenswürdige Dinge zu berichten.

Eines Morgens aber brachte der dienstfertige Alte, wie man zu sagen pflegt, mit brennendem Kopfe die Nachricht, daß Rosa spät in der Nacht, wenn alles bereits im tiefen Schlafe liege, den feindlichen Rittersmann im Gefängnisse besuche und stundenlang bei ihm verweile.

„Die Sache deucht mir äußerst bedenklich und gefährlich," sagte er; „dieses Köhlermädchen könnte ein großes Unglück über uns bringen, wenn sie dem Ritter hilfreiche Hand böte, zu entrinnen. An Mut dazu fehlt es dem kühnen Mädchen nicht, was für Anschläge sie miteinander verabreden. Ich horchte an der Kerkertür aus Leibeskräften; ich hörte aber nichts als ein unverständliches Gemurmel."

Dies kam nun eben nicht daher, weil Edelbert und Rosa besonders heimlich redeten, sondern weil der ehrliche Burgvogt beinahe taub war.

Die Frau von Fichtenberg erstaunte nicht wenig. Sie befahl dem Burgvogte, ihr sogleich Nachricht zu geben, wenn Rosa sich mit dem Ritter wieder unterreden würde, sonst aber keinem Menschen in der Burg etwas von der Sache zu sagen. Sie änderte in ihrem Betragen gegen Rosa nichts, begegnete ihr wie vorhin mit ausnehmender Güte und ließ ihr von dem Verdachte nichts merken. Ein paar Tage nachher ging Frau von Fichtenburg gegen Abend mit ihren Kindern in den Schloßgarten; sie lud Rosa ein mitzukommen, redete sehr freundlich mit ihr und beschenkte sie mit einigen Pfirsichen, die eben reif geworden waren.

In der Nacht darauf, eine Stunde nach Sonnenuntergang, kam der Burgvogt und rief mit Eifer: „Jetzt, gnädige Frau, plaudern der gefangene Ritter und das Köhlermädchen wieder angelegentlich miteinander; nun könnt ihr selbst hören, was für Anschläge beide gegen euch und den gestrengen Herrn schmieden."

Frau von Lichtenberg warf, um nicht so leicht bemerkt zu werden, ihren schwarzen Mantel um und eilte an die Tür des Gefängnisses.

„Es ist wohl kein lobenswertes Geschäft, das ich da treibe." sprach sie bei sich selbst. „Horchen ist etwas Schlechtes und Niedriges. Indes tue ich es ja nur, weil ich um das Wohl des armen Mädchens aufrichtig besorgt bin — und dann auch das Wohl der Meinigen nicht aus den Augen verlieren darf."

Die Tür war nur angelehnt und in dem Gefängnisse brannte ein Licht. Sie konnte jedes Wort vernehmen, das geredet wurde. Sie hörte also zu, was Edelbert und Rosa miteinander sprachen.

„Die Pfirsiche sind vortrefflich," sagte der gefangene Ritter; „sie sind von der gleichen Art, wie sie der Baum tragt, der sich in unserem Schloßgarten an der Mauer des Turmes befindet. Sie waren mir immer die liebste Frucht. Lieblich für das Auge ist das sanfte, wie hingehauchte Rot, angenehm und kräftig ihr Geruch und saftreich und fein ist der Geschmack."

„Ach, mein Got!" sagte Rosa. „Mir kommen die Tränen in die Augen, wenn ich die Pfirsiche ansehe! Wenn ich nur wieder einmal solch liebliche Früchte von jenem Baume in unserem Garten pflücken und sie dir, lieber Vater, wie in den vergangenen Zeiten, in einem reinlichen, zierlich mit Reblaub ausgelegten Körbchen auf dein Zimmer bringen könnte!"

„Danke Gott, liebe Tochter, daß du mir diese bringen kannst,“ sprach Edelbert. — „Kaum zehn Pfirsiche trug dieses Jahr der Baum, sagtest du, und drei davon gab dir die edle Frau? Sie ist sehr, sehr gütig gegen dich.“

„Darum meine ich immer,“ sagte Rosa, „ich soll ihr einmal sagen, daß ich deine Tochter bin. In ihrer Brust ist das Geheimnis, denke ich, gut bewahrt, und sie könnte es von Ritter Kunerich am besten erbitten, daß er dir die Freiheit schenke.“

„Das denke ich nicht!“ sprach Edelbert. „Du hast gar kein Vorstellung davon, wie grimmig er mich haßt. Der Sinn dieser holden Frau mag wohl sanft und mild sein wie dieser zarte, weiche Pfirsich hier; aber Kunerichs Sinn ist hart wie der Pfirsichstein. Du würdest dir eher die Zähne ausbeißen als ihn zerbrechen.“

„Aber ich denke doch,“ sagte Rosa, „wenn Kunerich hort, daß deine Tochter mit Gottes Hilfe seinem Sohne das Leben rettete, so wird er dich nicht in diesem Gefängnisse sterben lassen. Wenn ich mich ihm zu Füßen werfe und ihn bitte, so wird er mich gewiß erhören!“

„O, glaube das nicht so leicht!“ sprach Edelbert. „Ich kenne ihn zu gut. Wenn er auch deine Tat schon findet, weil sie ihm nützt, wenn er sogar darauf denkt sich dir dankbar zu zeigen, so wird er sich doch nicht entschließen können, seinen Haß gegen mich aufzugeben. Dieser ist zu tief gewurzelt. Eher würdest du einen Eichbaum mit den Wurzeln ausheben.“

„Aber, lieber Vater,“ sagte Rosa, „wenn man ihn davon überzeugen könnte, daß du, den er um alles brachte, ihn dennoch liebst und segnest und ihm gern Gutes erzeigen würdest, daß du mich ihn und die Seinigen alle lieben, segnen und ihnen Gutes tun lehrtest, daß ich ohne deine vorhergehenden väterlichen Ermahnungen auf das Kindergeschrei am Brunnen vielleicht nicht so schnell herbeigeeilt wäre und seinen Sohn wohl nicht gerettet hätte, daß also du die erste Ursache dieser Rettung bist — müßte das nicht seinen harten Sinn auftauen, wie die warme Frühlingsluft die Eisschollen auftaut? Sollte es denn gar nicht möglich sein ihn zu besänftigen?“

„Möglich,“ sagte Edelbert langsam und nachsinnend, „ist es veilleicht; aber mir ist es gar nicht wahrscheinlich. Indes ist für jetzt nichts zu machen. Bis er kommt, muß ich im Gefängnisse bleiben. Wenn die Frau mich auch entließe — ohne seine Einwilligung möchte ich's nicht annehmen. Sie könnt es teuer büßen müssen. Ja, wenn sie mich nur frei im Schlosse herumgehen ließe, so könnte der argwöhnische, feindselige Mann tausend böse Dinge daraus folgern. Liebste Rosa, sage daher der guten Frau nichts davon, daß du meine Tochter bist; ich aber will in Gottes Namen bis auf weiteres gefangen bleiben. Ich will der edelmütigen Frau keine Leiden zuziehen. Gott wird am Ende alles recht machen. Doch — diese Reden machen uns beide weichherzig. Darum genug für heute.“

Edelbert und Rosa fingen ein anderes Gespräch an.

Die Frau hatte aber genug gehört; sie eilte zurück auf ihr Zimmer. Sie konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Erstaunen, Bewunderung und Schmerz wechselten stets in ihrem Herzen.

„Dieses vermeintliche arme Köhlermädchen,“ dachte sie, „ist also ein adeliges Fräulein! Sie hat, um ihrem Vater nahe zu sein, die schlechte Kleidung gewählt und einen so harten Dienst übernommen. Sie hat sich die Baumfrüchte und ähnliche Geschenke, die ch ihr gab, an dem Munde abgespart und ihrem Vater gebracht. Aus Liebe zu ihm schlug sie das Glück aus, das ich ihr anbot, und wollte lieber alles Elend ihrer gegenwärtigen Lage ertragen. Welch ein Herz hat dieses Kind? O, wie glücklich wäre ihre Mutter, wenn sie noch lebte! — Und dieses Mädchen, sie, die Tochter eines Vaters, den wir in Ketten und Banden halten, rettete meinem Sohne das Leben? Und dieser Vater lehrte seine Tochter so denken, so handeln? Welche Gesinnungen von Edelmut müssen ihn erfüllen!“

Sie brach in Tränen aus.

Fortsetzung folgt.

Ein jeglicher kann fehlen; wie er aber des Fehlers Folgen trägt, das unterscheidet den edlen Geist vom gemeinen Geist.

* * *

Nur mit den Augen der andern kann man seine eigenen Fehler gut sehn.

* * *

Die Feinde sind stets die gefährlichsten, die uns recht freundlich hassen.

FATIMA STUDENT BURSE

Unter den vielen Menschen, die das langsame Wachsen unserer Priesterstudentenkasse zu Ehren Unserer Lieben Frau von Fatima aufmerksam verfolgen, sind auch viele Buben unseres neuen Kollegs in North Battleford. Am 7. März, dem Fest des großen heiligen Thomas, feierte das neue Kolleg sein erstes Namensfest. Unsere Studenten beginnen sich für diesen Heiligen zu interessieren. Er ist der Schutzpatron aller Gottesgelehrten. Und Gottesgelehrte möchten viele unserer Studenten werden.

Da sind noch so viele wirklich brave Knaben in der Welt, deren heimlicher Wunsch derselbe ist. Sie möchten Oblatenpriester werden. Leider fehlen ihnen die Mittel dazu. Unsere Student Burse will helfen, wenigstens einem dieser jungen Männer das Priestertum zu ermöglichen. Wer hilft mit?

Bisher eingenommen:	$386.00
Mrs. S. Gottselig, Kelowna, B. C.	3.00
Franz Schuhmacher, Salt Lake, Sask.	1.00
Ein Freund, Denzil, Sask.	5.00
Mrs. M. Friedt, Fox Valley, Sask.	3.00
Mrs. Jak. Schneider, Kelowna, B. C.	1.00
Mrs. Eliz. Helfrich, Leader, Sask.	2.00
Ein Freund, Holdfast, Sask.	10.00
Franz Dettling, Friedenstal, Alta.	1.00
John P. Gartner, Primate, Sask.	3.00
Mrs. Marg. Ludwig, Enderby, B. C.	1.00
Michael Haag, Macklin, Sask.	5.00
Catharina Meringer, Macklin, Sask.	1.00
	$422.00

Bitte, sendet euere Gaben an:

The Marian Press

Box 249, Battleford, Sask.